

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Fontane-Blätter

Kreis der Freunde Theodor Fontanes

Berlin, 1965

Heft 15 (1972)

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-196



FONTANE BLÄTTER

Band 2, Heft 7 (Heft 15 der Gesamtreihe)

1972

Theodor Fontane

Unveröffentlichte Briefe an den Verlag Brockhaus

Mitgeteilt von Christa Schultze (Berlin)

I

In ihrer Arbeit über „Theodor Fontane und die Ära Manteuffel“ hat Charlotte Jolles über die Mitarbeiter des „Literarischen Kabinetts“, dem Fontane seit August 1850 angehörte, berichtet: „Sie waren zugleich alle Korrespondenten für einzelne Blätter... Die Korrespondenzen hatten jeden offiziellen Charakter zu vermeiden. Die Verbindung mit den einzelnen Zeitungen wurde von den Literaten des Kabinetts privatim angeknüpft, ohne daß der Zusammenhang mit dem Kabinett sichtbar werden durfte... Die Mitarbeiter des Kabinetts wurden für ihre Korrespondenzen von den Redaktionen honoriert.“¹

Eine der Zeitungen, zu denen Fontane während seiner Tätigkeit beim „Literarischen Kabinett“ Verbindung suchte und – wie hier erstmalig aufgezeigt werden kann – schließlich auch fand, war die „Deutsche Allgemeine Zeitung“ des Leipziger Verlages Brockhaus. Am 22. XI. 1850 hatte er den Leipziger Freund Wolfsohn um Mithilfe bei der Herstellung dieser Verbindung gebeten und ausdrücklich gefordert, das „Literarische Kabinett“ nicht zu erwähnen. Fontane schrieb: „Diesmal läuft alles auf eine Kommission hinaus. Soviel ich weiß, stehst Du in Beziehungen zu Brockhaus; bitte, überbring' ihm beifolgenden Brief persönlich und empfehl mich, so gut Du kannst. Ich frage bei ihm an, ob er für seine ‚Deutsche allg. Ztg.‘ einen Korrespondenten gebrauchen kann, der ihm ganz kurz, aber tagtäglich über unsre jetzt höchst wichtigen Kammerverhandlungen Bericht abstattet... Du magst einfließen lassen, daß ich überhaupt *an der Quelle säße* (nenne aber nicht das *literarische Kabinett*) und auch durch *anderweitige* Mitteilungen seiner Zeitung von Nutzen sein könnte.“

Sektion Germanistik / Geschichte
Fachbereich Germanistik
Bibliothek

Daß aus der angestrebten Verbindung zunächst nichts wurde, zeigt Fontanes Schreiben an Wolfsohn vom 3. Januar 1851, in dem es heißt: „Durch einen Brockhaus'schen Brief hab' ich nur erfahren, daß mein Manuskript unter andern bei der ‚Deutschen allgemeinen Zeitung‘ anti-chambriert, aber vergebens um Zutritt gebettelt hat.“² Die hier erstmals mit freundlicher Genehmigung des Staatsarchivs Leipzig³ aus dem Brockhaus-Nachlaß (Nr. 207) vorgelegten Briefe zeigen aber, daß Fontane ungeachtet der Ablehnung des eben erwähnten (nicht überlieferten) Manuskriptes fast zwei Jahre später doch noch mit Brockhaus ins Geschäft gekommen ist. Ende September 1852 war er eben aus England zurückgekehrt und hatte seine Tätigkeit in der „Zentralstelle für Presseangelegenheiten“, dem ehemaligen „Literarischen Kabinett“, wieder aufgenommen. Die nachstehenden Briefe sagen aus, daß Fontane von den „letzten Monaten“ 1852 an bis Ende 1853 Korrespondenzen in die „Deutsche Allgemeine Zeitung“ geliefert hat — in jener bösen Zeit also, in der er wider Willen gezwungen war, durch „Korrespondenzschmäderei“ das Notwendigste für den Lebensunterhalt zusammenzukratzen.⁴ Welche von den in dieser Zeit in der DAZ erschienenen Korrespondenzen von Fontane stammen, geht einzig und allein aus der weiter unten als Nr. 5 abgedruckten, ungezeichneten Mitteilung an die Firma vom 1. Oktober 1853 hervor. Ihr zufolge wäre Fontanes Signum, das seine Artikel von denen eines halben Dutzends anderer Berliner Berichterstatter unterschied, „≈ Berlin“ gewesen. Die Mitteilung Nr. 5 ist jedoch, wie auch Nr. 6 vom 19. November 1853 (obwohl diese von fremder Hand mit „Theodor Fontane“ unterzeichnet ist), nicht von Fontane geschrieben, während alle anderen Briefe eindeutig Autographen Fontanes sind. Die von fremder Hand verfaßten Schreiben liegen dem Konvolut der Briefe Fontanes an die Firma Brockhaus in chronologischer Reihenfolge bei und sind — wie alle andern Briefe des Konvoluts — vom Registrator auf der Rückseite mit Daten und dem Namen Fontanes versehen. Die Registraturvermerke betreffen den Absender sowie den Zeitpunkt der Absendung und des Eingangs des jeweiligen Briefes; sie stammen bei allen sieben Schreiben aus den Jahren 1853/54 von derselben Hand. (Diese ist jedoch mit keiner der beiden Handschriften der Mitteilungen vom 1. X. und 19. XI. 1853 identisch.) Es kann sich bei Nr. 5 und Nr. 6 also nicht um Abschriften, weder um solche von 1853 noch zu einem späteren Zeitpunkt angefertigte, handeln. Man möchte annehmen, daß Fontane jemanden beauftragt hat, die Mitteilungen für ihn zu schreiben. Möglicherweise wurden sie auch (aus Geheimhaltungsgründen?) mündlich in der Leipziger Zeitungsredaktion vorgetragen und dort von einem Schreiber notiert; wegen des Fehlens jeder Courtoisiefloskel wie auch der Verwendung eines Drittel- bzw. eines halben Bogens erscheinen Nr. 5 und Nr. 6 nämlich gar nicht als eigentliche Briefe. Fontanes mutmaßliche Verfasserschaft der „≈ Berlin“-Korrespondenzen wird durch zwei Faktoren bestärkt: 1. Die Dauer dieser Artikel in der DAZ — wir ermittelten „≈ Berlin“ zwischen Nr. 414 vom 9. November 1852 und Nr. 297 vom 20. Dezember 1853⁵ — stimmt mit der aus den nachstehenden Briefen zu erkennenden Dauer von Fontanes Mitarbeit

an der Zeitung überein. 2. Die unter „≈ Berlin“ erschienenen Artikel befassen sich vorwiegend mit Berichten über die jährlich im November beginnenden Verhandlungen der I. und II. Kammer in Berlin; dies aber hatte Fontane in seinem weiter oben zitierten Brief vom 22. XI. 1850 der Firma angeboten. Da Nr. 5 nicht von Fontanes Hand stammt, fehlt jedoch der unumstößliche Beweis, daß er der Verfasser der „≈ Berlin“-Korrespondenzen gewesen ist. Der nachfolgende Abdruck der Korrespondenz vom 16. November 1852, die mit ihrer entschiedenen Meinungsäußerung aus der Gesamtheit der „≈ Berlin“-Artikel herausragt, gibt die Möglichkeit, durch Stil- und Inhaltsanalysen Fontanes Autorschaft zu erhärten oder zu verwerfen. Die hier erstmals an Hand der bislang unveröffentlichten Briefe Fontanes an Brockhaus dargelegte Tatsache, daß Fontane in den Jahren 1852/53 Mitarbeiter der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ gewesen ist, bereichert in jedem Fall die Biographie unseres Dichters und erklärt auch seinen Ende November 1859 erneut über Wolfsohn unternommenen Versuch, „an Brockhaus heranzukommen“ (Wolters, S. 121).

*

Deutsche Allgemeine Zeitung, Nr. 423 vom 19. November 1852

≈ Berlin, 16. Nov. Keine Frage, daß unter den Gegnern der Regierung den *Männern der Kreuzzeitung* der erste Rang gebührt. Sie sind in der Tat eine Macht, aber — wie wunderbar das den privilegierten Trägern des Konservatismus klingen mag — ihre ganze Macht ist rein negativer Natur; sie gleichen hierin völlig ihren Antipoden auf der äußersten Linken. Die Schwäche dieser Partei würde sofort ans Licht treten, wenn dieselbe jemals berufen werden sollte, eine schöpferische Tätigkeit zu beginnen. Ihre Macht ist eine rein zufällige: Mut, hervorragendes Talent und begünstigte Stellung einzelner Persönlichkeiten haben ihr (die Gewichtigkeit ihrer Gegnerschaft vorweg zugegeben) den Schein wirklichen Könnens verliehen, aber auch nur den Schein. Eine wahre Macht ist immer nur diejenige, die sich auf die vorhandenen großen Kräfte einer Nation stützen oder, noch besser, mit ihnen zu identifizieren vermag. In solchem Sinne hatten wir Kräfte zu Beginn dieses Jahrhunderts: Fichte, Stein, Görres, Körner war solche Kraft und selbst Herwegh. Auf welche Kräfte im Volke, so frage ich jetzt, stützt sich die Partei des Herrn von Gerlach? Ist dieser biegsam-geschmeidige Stahl unserer Tage ein Stein gleich jenem Stein? Nein, und nochmals nein! Und doch, auf der andern Seite wieder, was wäre die ganze rostzerfressene Partei ohne die Schärfe dieses Stahls, ohne die geistige Potenz eines Mannes, dessen Abstammung wie gesellschaftliche Stellung einen glauben machen könnte, sein ganzes Auftreten sei Marotte oder höchstens doch das interessante Experiment eines Doktrinärs. Die Kreuzzeitungspartei ist da, aber sie ist ein Anachronismus und ein doppelter und dreifacher in unserm Lande. Mag unser parlamentarisches Leben noch in den Kinderschuhen stecken, mag unsere Vielregiererei samt ihrem unliebenswürdigsten Sohne: der Polizei, das Achselzucken aller derer nach sich ziehen,

die jenseits des Kanals inne wurden, daß Staatsmaschinen (wie alle übrigen) um so besser sind, je einfacher sie sind; mag man die Bajonette verwünschen, die den harmlosen Reisenden noch immer vom Perron entgegenblitzen, dennoch erfüllt uns der feste Glaube, daß wir, und nur wir, die Keime eines freien Volks in uns tragen, weil wir die einzig Durchbildeten und mehr als das, die einzig Gerechten sind. Was man so verächtlich unsere kosmopolitische Natur genannt hat, das ist unsere Tugend und unsere Weltaufgabe. Falscher Kosmopolitismus mag Verbrechen, mag Selbstmord sein, der echte liebt das Nationale, aber er verklärt es; er bekämpft nicht die Nationalität, sondern nur ihre Borniertheit. Und uns, die wir drauf und dran sind, die großen Ideen von Freiheit und Gleichheit ihrer einzig denkbaren Verwirklichung entgegenzuführen, uns bietet diese Kreuzzeitungspartei die ständische Monarchie als den Schlüssel alles Glücks und als den Blitzableiter der Revolution; uns richtet man diesen Geßlerhut auf und fordert „Reverenz“, während doch selbst die Armee, um deren Gunst man buhlt, gleich jenem Leuthold sagt: „Es ist ein Popanz“. Die Kreuzzeitung ist eine Macht wie die Vorlesung eines junghegelschen Professors: beide möchten die Weltgeschichte führen, aber die Weltgeschichte ist kein blindgewordener Belisar und sie führt selbst. Sie geht ihren großen Gang, wie sie ihn immer ging, und wenn sie Herz und Hand bedarf, um ihren Willen ins Werk zu setzen, so pocht sie nimmer an die Bürotür in der Dessauerstraße. Man würde sie doch nicht einlassen. Die Kreuzzeitungspartei ist nur reich an Selbstsucht, aber sie ist arm an Begeisterung und, wer dächte es, selbst an Berechnung. Ihre Siege haben sie übermütig gemacht und ihr den klaren Überblick über das genommen, was sie kann und was nicht. Sie hat keine Wurzeln geschlagen in den Herzen des Volks und steht ununterstützt und sympathielos den Bestrebungen des übrigen Europa, der Völker wie der Fürsten, gegenüber. Die Kaiserschaft Ludwig Napoleons, die immer mehr platzgreifende Zentralisation Österreichs, die aus den faktischen Kräften des Landes sich stets neugebärdende Aristokratie Englands sind alle das völlige Gegenteil einer ständischen Monarchie. Mag man liebäugeln mit Rußland und von ihm den Mörtel erwarten, um (so meint man) das zerbröckelnde Europa neu zusammenzukitten; mag man glauben, daß die Sonne künftigen Heils, wie die Sonne selbst, von Osten kommen werde, in einem ist die Rechnung falsch: die ständische Herrlichkeit kommt nicht von dort; knirschend, aber gebrochen liegt der russische Adel zu den Füßen der Romanow. Wir bezweifeln es, daß die Nesselrode kommander Jahrzehnte um des Wohlbefindens der Kreise Belgard-Schiefelbein willen sich veranlaßt fühlen könnten, ein Privatissimum bei Professor Stahl zu hören und sind der Meinung, daß dem wohlbewährten Gange russischer Politik nach wie vor das Testament Peters des Großen, nicht aber die Rundschau des Herrn von Gerlach als Wegweiser dienen wird.

Fontanes Briefe an Brockhaus 1853/54

1. Berlin, d. 5. Januar [18]53

Ew. Wohlgeboren

würden mich Ihnen verbinden, wenn Sie den Betrag für die im Laufe der letzten Monate eingesandten Correspondenzen, mir gelegentlich übersenden wollten.

Hochachtungsvoll u[nd] ergebenst

Th. Fontane
Louisenstraße 35

[Vermerk des Registrators:] 1853 Berlin, 5./6. Jan. Fontane

[Beantwortungsvermerk:] b. 14. 1. 53

2. Berlin, d. 17. Jan[uar] 18]53

Herrn F. A. Brockhaus, Leipzig.

Indem ich über den Empfang von 12 Rthlr pro II Semestre 52 hiermit quittire, empfehl ich mich Ew. Wohlgeb[ore]n unter der Zusage, daß ich auf Ihren ausgesprochenen Wunsch, hinfort meine Mittheilungen auf 2 mal wöchentlich beschränken werde.

Hochachtungsvoll u[nd] ergebenst

Th. Fontane

[Vermerk des Registrators:] 1853 Berlin, 17./18. Jan. Fontane

3. Berlin, d. 8. April [18]53

Ew. Wohlgeboren

würden mich durch Uebersendung des Betrages für die von mir seit ultimo December in die D. A. Ztgn. gelieferten Correspondenzen Ihnen verbinden.

Gleichzeitig möcht ich den Wunsch ausgesprochen haben, mich in wenigen Worten Ihre Zahlungstermine wissen zu lassen, damit ich hinfort nicht nöthig habe, durch vielleicht *unzeitige* Gesuche (ich bitte im Voraus um Entschuldigung, wenn es mit dem vorstehenden so sein sollte) lästig zu fallen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ew. Wohlgeboren ergebenster
Th. Fontane

[Vermerk des Registrators:] 1853 Berlin, 8./9. April Fontane

[Beantwortungsvermerk:] B. 12. IV.

4. Berlin, d. 4ten Juli [18]53

Ew. Wohlgeboren

die ergebene Anzeige, daß ich schon morgen mit Frau und Kind in's Bad reise und deshalb Sie ersuchen möchte, den Betrag für meine seit 1. Januar l[aufenden] J[ahres] abgedruckten Correspondenzen, statt unter meiner Adresse an Herrn Otto v. Chevallerie Schönebergerstraße Nr. 6 einzusenden, der das Weitre veranlassen wird.

Unter der Versicherung besondrer Hochachtung Ew. Wohlgeboren ganz ergebenster

Th. Fontane

[Vermerk des Registrators:] 1853 Berlin, 4./6. Juli Fontane
[Beantwortungsvermerk:] b. 9. VII.

Kommentar

Fontane fuhr vom 5. bis 28. Juli zu seinem Freunde Hermann Scherz nach Kränzlin.

5. [Mitteilung von fremder Hand] [Berlin, 1. Oktober 1853]
In Nr. 229 der verehrlichen „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ findet sich eine Correspondenz, welche unter dem Zeichen ≈ eingesandt wurde, mit dem Zeichen ± abgedruckt, wovon gefälligst Notiz zu nehmen gebeten wird.

[Vermerk des Registrators:] 1853 Berlin, 1. Octbr. Fontane

Kommentar

Es handelt sich um die Korrespondenzen:

Nr. 229 vom 30. September 1853

≈ Berlin, 28. Sept. Die Verwirrung, welche seit mehren Tagen über die Frage herrscht, ob ein Teil der englischen und französischen Flotte die Meerenge passiert und im Hafen von Konstantinopel Anker geworfen habe oder nicht, wird durch den heutigen Pariser „Moniteur“, beseitigt...
± Berlin [irrtümlich anstelle von: ≈ Berlin], 28. Sept. Die Deduktionen über die bevorstehende Reform des Maklerwesens berühren ein Gebiet, welches, da es die Beseitigung eigennütziger und unredlicher Geschäfte... betrifft, vorzugsweise vom praktischen Standpunkt aus behandelt werden muß...

6. [Mitteilung von fremder Hand] Berlin, 29. November 1853
Unter Voraussetzung, daß es im eigenen Interesse der geehrten Redaction liegen wird, die Vorlagen der Kammern auch meiner Correspondenz zugänglich zu sehen u[nd] weil dies nur unter Bedingung der Einsendung eines betreffenden Zeitungsexemplars möglich, erlaube ich mir die ergebene Bitte, die wohllobliche Redaction wolle den Bureaus der I. und II. Kammer geneigtest je ein Exemplar Ihres geschätzten Journals zusenden.

Theodor Fontane

[Vermerk des Registrators:] 1853. Berlin, 29./30. Nov. Fontane.
[Beantwortungsvermerk:] B. 15. XII.

7.

Berlin, d. 17. Januar 1854

Ew. Wohlgeboren

würden mich Ihnen verpflichten, wenn Sie die Einsendung des Betrages für die von mir in der Deutschen Allg. Ztng seit 1ten Juli v. J. abgedruckten Artikel in den nächsten Tagen stattfinden lassen wollten.

Mit ausgezeichnete Hochachtung Ew. Wohlgeboren ganz ergebenster

Th. Fontane

[Vermerk des Registrators:] 1854. Berlin, 17./19. Jan. Fontane
[Beantwortungsvermerk:] 24ten beantw.

Fontanes Briefe an Brockhaus 1876 und 1883

Hermann Fricke teilte 1955 in den „Fontane-Dokumenten“ über eine der vom Dichter verfaßten „kleinen Lebensübersichten“ mit: „Am 4. August 1876 sandte Fontane die kurze Darstellung seines Lebens und Werkes an das Brockhaussche Konversationslexikon, die er für die 13. Auflage (1883) etwas ergänzte.“⁶ Bei dem nachstehend abgedruckten Brief vom 4. August 1876 handelt es sich um das Begleitschreiben, mit dem Fontane diese Darstellung seines Lebens übersandte. Allerdings macht die auf dem Brief notierte Anweisung von Brockhaus, daß Fontanes „biographische Skizze“ nur als Material zu benutzen sei, es fraglich, ob der von Fricke aus der 13. Auflage des Brockhausschen Konversationslexikons (1883, Bd. 6, S. 947, Spalte 1) wiedergegebene, von ihm „lexikographische Arbeit des Dichters“ genannte Artikel noch mit Fontanes ursprünglicher „biographischer Skizze“ übereinstimmt.

Über die in dem Brief erwähnte Zeitnot heißt es in Fontanes Tagebuch von 1876 (Fontane-Archiv Potsdam): „Bis zum 3. August war ich durch die Rede, die ich an diesem Tage in der Akademie halten mußte, gefesselt; gleich darauf begann der Ausstellungstrouble.“

Der zum Abschluß abgedruckte, offenbar mit dem Konversationslexikon in Zusammenhang stehende Brief vom 5. April 1883 nennt einen „ersten Brief“ Fontanes von 1883 an die Firma; dieser ist im Brockhaus-Nachlaß nicht überliefert.

1.

Berlin, 4. August 1876
Potsdamer-Str. 134c

Hochgeehrter Herr.

Ihre mir sehr schmeichelhafte Zuschrift vom 26. Juli, würde ich, unter Einsendung der gewünschten Notizen, schon früher beantwortet haben, wenn nicht eine alljährlich am 3. August stattfindende Akademie-Feier, während der letzten Wochen all meine Zeit in Anspruch genommen hätte. Ich beeile mich nun, nachdem diese Feier überwunden ist, das bis heute Versäumte nachzuholen, und habe die Ehre, Ihnen beiliegend eine biographische Skizze zu übermitteln. Wo sie zu breit gerathen ist, bitte ich rücksichtslos mit dem Rothstift vorzugehen.

In vorzüglicher Ergebenheit, hochgeehrter Herr

Th. Fontane

[Anweisung von Brockhaus unter Fontanes Briefftext:]

Die biographische Skizze ist nur als Material zu benutzen. Dr. Br.

[Vermerk des Registrators:] 1876 Berlin, 4./5. August. Fontane

2.

Berlin, 5. April 1883
Potsd. Str. 134c

Hochgeehrter Herr.

Empfangen Sie meinen ergebensten Dank für Ihre gef. Antwort auf meinen Brief, den an Sie gerichtet zu haben, ich gleich nach Absendung desselben aufrichtig beklagte. Man erscheint durch solche Schritte leicht zudringlich oder wichtigthuerisch. Ich beglückwünsche mich, durch Ihre Güte solcher Unterstellung entgangen zu sein.

Was den Inhalt meines ersten Briefes angeht, so bitt ich nochmals versichern zu dürfen, daß ich an Dinge wie Richtung, Gesinnung, Tendenz keinen Augenblick gedacht, sondern wirklich nur das Alleräußerlichste: Namen und Zahlen im Sinn gehabt habe. Daß das Alleräußerlichste, gerade bei Nachschlagebüchern, unter Umständen auch das Wichtigste ist, darin sind wir wohl einig.

Es schwebten mir, als ich mir meine Bemerkung zu machen erlaubte, speziell preußische, meist auf die Epoche von 63 bis 66 bezügliche Artikel vor; darüber hinauszugehn, schien mir unthunlich, weil ich kein rechtes Erfahrungsfundament dafür hatte; heut aber, wo ich nicht mehr fürchten darf mißverstanden zu werden, darf ich vielleicht aussprechen, was ich nach meinen, auf einem bloßen Spezialgebiet gemachten Wahrnehmungen auch aufs Ganze hin angesehen recht eigentlich meinte, *das* nämlich, daß die *letzte Durchsicht* in gewissem Sinne die Hauptsache von der ganzen Geschichte ist und daß diese letzte Durchsicht, wenn ein Idealzustand herzustellen wäre, von den allergescheitesten Leuten, insonderheit von den glänzendsten Spezialisten besorgt werden müßte, von Leuten also, die nicht nur den ersten Artikelschreiber (wenn dieser nicht selber eine Groß-Autorität) unter ihr kritisches Auge zu nehmen, sondern vor allem auch die auf dem langen Wege vom ersten bis zum letzten Abzug erst entstandenen, neu hinzugekommenen Fehler auszumerzen hätten. Für solchen relativ unfehlbaren *Groß-Controleur*, davon jedes Gebiet einen haben müßte, wollt ich plädiert haben. Einfach aus dem Umstande, daß ich mir dies nicht rundweg zu sagen getraute, sind in meinem vorigen Briefe einige Unklarheiten entstanden. — Der 13. Aufl[age] freu ich mich; ich habe hier bei Bath drauf subskribirt. Pardon, für das nochmalige mich Ihnen vorführen.

In vorzüglicher Ergebenheit.

Th. Fontane

[Vermerk des Registrators:] 1883. Berlin, 5./6. April. Fontane.

Anmerkungen

- 1 Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte, Bd. 49, 1937, S. 63.
- 2 Theodor Fontanes Briefwechsel mit Wilhelm Wolfsohn. Hrsg. von W. Wolters, Berlin 1910, S. 65 f.
- 3 Dem Staatsarchiv Leipzig sei an dieser Stelle für die Veröffentlichungserlaubnis, den Mitarbeitern des Archivs, besonders Frau Reich, für ihre Unterstützung herzlich gedankt.
- 4 Vgl. H.-H. Reuter, Fontane, 1. Bd., Berlin 1968, S. 262.
- 5 Eine Aufstellung aller „≈ Berlin“-Korrespondenzen befindet sich bei der Verf. — Das mit ± wiedergegebene Zeichen besteht in der Mitteilung Nr. 5 und in der DAZ aus einem Kreis mit daraufstehendem Kreuz.
- 6 Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands, Bd. IV, Tübingen 1955, S. 77.

Theodor Fontane

Unveröffentlichte Briefe an Pol de Mont

Ein Beitrag zu Fontanes Theorie der Ballade *

Mitgeteilt von Jean Gomez (Lüttich)

Im Nachlaß Theodor Fontanes taucht ein paarmal ein Name auf, den kein Verzeichnis der Fontaneforschung erwähnt. 1889 äußert sich der Dichter in zwei Briefen an seine Tochter Martha über einen gewissen Pol de Mont, den er seinen „Freund“ nennt und den er offensichtlich hochschätzt¹. Im selben Jahr berichtet ein Haushaltsbuch der Emilie Fontane (im Fontane-Archiv), daß dieser Pol de Mont die dritte Auflage der Gedichte ihres Mannes geschenkt bekommen habe. 1942 schließlich veröffentlicht die Zeitschrift „Europäische Literatur“ einen kurzgefaßten, 1896 geschriebenen Brief Fontanes an de Mont, der jedoch über die Beziehungen zwischen beiden Freunden so gut wie nichts aussagt. Viel interessanter dagegen ist eine Fußnote der Redaktion, aus der hervorgeht, daß die an de Mont gerichteten Briefe des märkischen Dichters „als Geschenk von Reichsminister Dr. Goebbels“ der Stadt Antwerpen übergeben wurden².

Auf eine Anregung von Herrn Joachim Schobeß habe ich mich vor etwa zwei Jahren mit dem Antwerpener „Archief en Museum voor het Vlaamse Cultuurleven“ in Verbindung gesetzt. Das Ergebnis der unternommenen Nachforschungen war dürftig: nur zwei Briefe, vom 17. Dezember 1889 bzw. vom 12. Januar 1896, wurden gefunden³. Vor kurzem sind aber acht weitere Briefe in den Beständen des flämischen Archivs entdeckt worden. Die zehn vorliegenden Briefe sind unveröffentlicht. Während manche dieser Briefe nur die Freundschaftsbeziehungen zwischen beiden Briefpartnern ausleuchten, sind andere von viel größerem Wert für die Forschung, da sich an ihnen Fontanes Theorie der Ballade ablesen läßt. Pol de Mont selbst hat sich in einem Aufsatz, 1891 anlässlich der dritten Auflage der Gedichte Fontanes veröffentlicht, auf die Briefe berufen⁴.

Bevor auf den Inhalt der Briefe eingegangen wird, ist es wohl angebracht, zunächst einen Blick auf Pol de Monts Leben und Werk zu werfen, umso mehr als der Name des flämischen Dichters manchem ausgewiesenen Fontaneforscher unbekannt zu sein scheint. Auf die Erwähnung Pol de Monts im Haushaltsbuch angeschrieben, antwortete ein namhafter Fontanespezialist allen Ernstes, vielleicht habe man nicht genau gelesen und Fontane habe sich ein Paletot gekauft, dessen Preis Emilie eingetragen habe!⁵

Maria Polydoor Karel de Mont wurde in Wambeek (Brabant) am

* Herrn Joachim Schobeß in Potsdam, der diese Veröffentlichung mit Rat und Tat unterstützte, bin ich zu besonderem Dank verpflichtet. Dem Antwerpener „Archief en Museum voor het Vlaamse Cultuurleven“, das mir Fotokopien zur Verfügung stellte, sowie dem Aachener Stadtarchiv, das mir die Briefe lesen half, danke ich ebenfalls sehr herzlich.

15. April 1857 geboren. Bereits während seines Studiums an der Universität Löwen erwies er sich als leidenschaftlicher Verfechter der flämischen Bewegung. Er wirkte lange als Lehrer an verschiedenen Gymnasien, wurde dann Konservator im Museum der Schönen Künste in Antwerpen und Chefredakteur der Zeitung „De Schelde“. Er starb in Berlin am 29. Juni 1931.

Pol de Mont ist vor allem als Dichter und Kunstkritiker bekannt. In den achtziger Jahren bemühte er sich, die flämische Literatur, deren Niveau sehr tief gesunken war, von Grund auf zu erneuern. Wenn er dies auch nicht fertig brachte, so wirkte er jedoch bahnbrechend für sie. Die künstlerischen Tendenzen seiner Epoche spiegeln sich in seiner dichterischen Entwicklung wider. Nach einem literarischen Debüt als verspäteter Romantiker erstrebte er die Pflege der schönen, reinen Form und bekehrte sich zur Kunstauffassung des *l'Art pour l'Art*. Auch dies konnte ihn nicht befriedigen und er näherte sich dem Impressionismus. Aus dieser Zeit stammen seine besten Gedichte, in denen Lebenslust und feinfühliges Sinnlichkeitsgefühl zum Ausdruck kommt. Pol de Mont begeisterte sich schließlich für den Symbolismus, der sich bei ihm mit einem gewissen Mystizismus paart. Leider fehlt es ihm oft – nicht zuletzt wegen seines großen Anpassungsvermögens – an Originalität und echtem poetischen Gefühl⁶.

Weitaus Bedeutenderes leistete Pol de Mont auf dem Gebiet der Kritik. Seine zahlreichen Beiträge zeugen von seiner Fähigkeit, sich in fremde Kunstwerke einzufühlen, und von einem überaus großen Interesse für die ausländischen literarischen Bewegungen⁷. Durch seine Kritik übte er nachhaltigen Einfluß auf die flämische Literatur aus und erweiterte ihren Horizont.

Die hier vorgelegten Briefe wurden zwischen dem 15. Dezember 1886 und dem 4. Juni 1891 geschrieben. Der Brief, der in der Zeitschrift „Europäische Literatur“ erschien, ist auf den 1. Dezember 1896 datiert. Wir besitzen als insgesamt 11 Briefe Fontanes an Pol de Mont.

Berlin 15. Dez. 86
Potsd. Str. 134.c.

Hochgeehrter Herr Professor.⁸

Haben Sie Dank für Ihre Karte, die mich sehr erfreut hat. Ich habe gleich Sorge getragen, ein Exemplar zu beschaffen und gebe es gleichzeitig mit diesen Zeilen zur Post. Gern hätte ich noch 6, 8 Blätter (Ausschnitte) mit meinen neueren Balladen hinzugefügt, ich hatte aber die betreffenden Zeitungen und Journale nicht zur Hand und so mußte es mit *einer* Ausnahme, die ich diesen Zeilen beilege – unterbleiben.

Indem ich Ihnen eine baldige Wiederherstellung von Ihrem Unwohlsein von ganzem Herzen wünsche, verbleiben mir nur noch der Wunsch und die Hoffnung, daß Ihnen das heut servierte, komplizierte Balladengericht nicht als zu weit zurückstehend hinter den bis jetzt gehabten „Kosthäppchen“ erscheinen möge. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane

Berlin 27. Febr. 87
Potsdamer Straße 134.c.

Empfangen Sie, hochgeehrter Herr Professor, meinen ganz ergebensten Dank für Ihren Essay über die deutsche Ballade, den Sie anlässlich der Skalden-Klänge geschrieben und mir in einem Separatdrucke (so vermuthete ich) gütigerweise geschickt haben⁹. So mittelmäßig das von einer ganz Unberufenen zusammengestellte Buch ist, die, glaube ich, keine keine¹⁰ Ahnung von dem Wesen einer Ballade hat, so wohlthuend und erquicklich ist Ihre den Gegenstand allgemeiner fassende Besprechung. Ueberall war ich so glücklich Ihnen zustimmen zu können, nicht zum wenigsten in der Parallele zwischen mir und Dahn, dem ich die von Ihnen hervorgehobenen Vorzüge, besonders die größere Sicherheit des Geschmacks, gern und neidlos zugestehe. Meine Jugend — in der die meisten meiner Balladen entstanden — fällt noch in eine Zeit, wo die von Anastasius Grün, Karl Beck und Freiligrath herstammende Bilderwuth, wie eine Kinderkrankheit grassirte. Das liegt mir nun selber weit zurück und manches damals gebrauchte Bild genirt mich jetzt. Aber es ist da und man muß es laufen lassen. Unter Wiederholung meines Dankes, in vorzüglicher Ergebenheit Ihr

Th. Fontane

Berlin 9. März 87
Potsdamer Straße 134.c.

Hochgeehrter Herr Professor.

Ergebensten Dank für Ihre freundliche Zusendung¹¹. Seit Wochen krank, habe ich — weil mich *alles* Lesen, und nun gar in einer fremden Sprache, sehr anstrengt — in das Liederheft nun erst hineingeblickt und mich auf die Lektüre des Einleitungsgedichts beschränkt. Das hat mir aber sehr gefallen, hat mich in Schilderung und Ton an Klaus Groth erinnert (den ich als Dichter sehr verehere; als Mensch ist er nicht sehr nach meinem Geschmack) und hat mir, hinsichtlich des Verständnisses, weniger Schwierigkeiten gemacht, als ich befürchtete. Ich freue mich, bei wiederhergestellter Gesundheit die Lektüre fortsetzen zu können. Besonders neugierig bin ich auf das terzinenartige III. Stück. Unter Wiederholung schönsten Dankes in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane

Berlin 15. April 87
Potsd. Str. 134.c.

Hochgeehrter Herr Professor.

Erst etwas spät komme ich dazu, Ihnen für Ihr „Zanneken Craeynest“¹² zu danken; ich wollte es doch ordentlich lesen und das ist in einer fremden Sprache, wie nahe sie unserem mecklenburgischen und holsteinischen Plattdeutsch stehen mag, doch immerhin schwer. Meine Tochter hat es zuerst durchexerziren und mir den Inhalt erzählen müssen, und dann erst sind wir, nach hergestelltem Verständniß, an die Lektüre, will sagen an Klang und Vortrag herangetreten. Vieles bleibt einem natürlich süßes Geheimniß, aber lange Beschäftigung mit diesen Dingen bildet doch feine Nerven in den Fingerspitzen aus und unschwer fühle ich es den Sachen ab, wie's damit steht. Und so darf ich dann, trotz allem was mir zu voller Würdigung Ihrer Dichtung fehlt, wohl sagen, daß sie mir durch *die* beiden Eigenschaften imponirt, die — wenigstens

innerhalb der realistischen Kunst — die schönsten und wichtigsten sind, durch Klarheit und Schlichtheit. Kein Wort zu viel und keins zu wenig. Unter Wiederholung meines Danks, in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane

Berlin 24. 5. 87
Potsd. Str. 134.c.

Hochgeehrter Herr Professor.

Ich schulde Ihnen noch meinen Dank für das „Klaverblad van Balladen“, das Ihre Güte mir zugehen ließ¹³. — Im ersten Augenblicke scheint es mir immer unmöglich, mich drin zurecht zu finden, aber nach drei viermaliger Durchsicht lese ich es ohne alle Schwierigkeit und entdecke Sinn und Bedeutung selbst der Worte, die einen anfänglich — und das schafft dann immer die größte Schwierigkeit — in die Irre führten. So z. B. das Wort zakken. Wir haben dasselbe Wort mit der Bedeutung von Ast oder Zweig und da dauert es dann lange, bis man heraus hat, daß es „Säcke“ sind. Wenn ich mir, als ein Veteran auf diesem Gebiet, ein Urtheil erlauben darf, so gebe ich „Zanneken Craeynest“ sehr erheblich den Vorzug vor diesen 3 Balladen¹⁴. Ich bitte, das auch motivieren zu dürfen. Alles was wir schreiben, und ganz speziell auf *diesem* Gebiete, schreiben wir unter Anlehnung an Längstvorhandenes, unter Umständen geradezu unter Nachbildung desselben. Das ist nicht blos unser Recht, das ist sogar unsre Pflicht. Aber bei diesem Anlehnen und Nachbilden ist, nach der Art und Beschaffenheit dessen, was man nachbildet, doch ein Unterschied. In Bezug auf die kleine poetische Erzählung hat sich eine mit seinen letzten Fasern vielleicht in Homer wurzelnde Norm herausgebildet, eine Klarheits- und Simplicitätssprache, die nicht mehr zu übertreffen ist; man wechselt (aber auch nur innerhalb eines engen Kreises) die Stoffe, die Behandlungsweise aber, wenn man sich nicht selber schädigen will, muß dieselbe bleiben. Es giebt eben nur *ein* Bestes und es bleibt uns nichts andres übrig, als, ihn nacheifernd, es nachzubilden. Thompson, Crabbe, Tennyson, Klaus Groth und andre Plattdeutsche, — wo sie ihr Bestes gaben, sind sie sich untereinander sehr ähnlich. Es muß so sein. Und dahin gehört auch Ihr „Zanneken Craeynest“.

Sehr anders aber liegt es auf dem Gebiete der eigentlichen Ballade. Hier ist die Norm noch keineswegs gefunden, hier gibt es viele Wege, die nach Rom führen, hier ist die Möglichkeit immer neuer und besserer Gestaltungen nicht ausgeschlossen. Und hier, auf *diesem* Gebiete, sich ein für allemal an die germanische Volksballade anschließen, diese — die nur sehr stück- und bedingungsweise als Norm gelten kann — zur Norm erheben zu wollen, halte ich nicht für richtig. Ich halte es nicht für richtig bei Ihnen und halte es nicht für richtig bei Dahn. Aus der Volksballade sollen wir das lernen, was daraus zu lernen ist: Composition bei scheinbarer Compositionslosigkeit, Kunst der Andeutungen, der Fortlassungen, der Sprünge, Kunst der Wiederholungen, der Refrains, der Leitmotive, Kunst mit den kleinsten Mitteln zu wirken, Schlichtheit der Sprache, vor allem Ton — all das und vielleicht viel andres noch sollen wir aus der Volksballade lernen, aber wir sollen sie nicht einfach nachbilden, nicht nachbilden in *der* Art, wie ich ohne weiteres Klaus Groths „Heister Kroog“ oder Ihr „Zanneken Craeynest“ nachbilden würde, wenn ich verwandte Stoffe, will sagen Deskriptives mit eingelegter kleiner Geschichte, behandeln wollte. Die Ballade hat noch nicht abgeschlossen und wir dürfen uns nicht an ein Bestimmtes festnageln, dürfen nicht *eine* bestimmte Form, die noch dazu, neben ihren großen

Vorzügen, auch ihre Schwächen und Gefahren hat, zur Norm erheben wollen. Das thun Sie aber in den 3 Balladen, die Ihre Güte mir schickte. Sie sind ganz „akademisch“, wenn ich darin Recht habe, daß volksthümliche Dichtung gerade so gut wie klassische Dichtung akademisch behandelt werden kann. Beim Balladenschreiben dürfen wir nur „Anleihen“ bei der Volksballade machen, aber wir müssen durchaus von unserem Eigenen hinzuthun, ja das Eigene muß die Hauptsache bleiben. Oder mit anderen Worten, wir müssen dem alten Balladenton eine neue Stoffwelt, oder der alten Stoffwelt eine neue oder wenigstens einen sehr veränderten Balladenton zuführen. Am Besten ist es, wenn wir *Beides* auffrischen und die alte Ballade nur als einen Erinnerungsklang im Ohr behalten. Alle direkten Nachbildner der alten Volksballade haben meines Wissens kein Glück gehabt, während Bürger, Goethe, Heine den Vogel abgeschossen und selbst die Schwaben: Uhland, Justinus Kerner, Mörike, mit *den* Sachen ihre größten Erfolge erzielten, denen sie (sich einigermaßen emanzipierend) ein gut Theil ihrer selbst hinzugefügt hatten.

Th. Fontane

Berlin 12. Dezbr. 87.
Potsd. Str. 134.c.

Hochgeehrter Herr Professor.

Ergebensten Dank für Ihre liebenswürdige Karte, desgleichen für das kleine Balladenheft, das mir durch Ihre Güte zu Anfang des Herbstes zugeing¹⁵. Es kam gerade, als mir mein ältester Sohn, Hauptmann in unserer Armee, — der kurz zuvor mit einem liebenswürdigen Amsterdamer Literatur-Professor Privatdozent Dr. Frantzen im Bade zu Homburg Freundschaft geschlossen hatte — plötzlich starb und unser Haus in Trauer versetzte¹⁶. Da hat sich dann viel Brief- und Lese-Schuld aufgehäuft. Ich bin aber dabei sie abzutragen und in wenigen Tagen werden Sie einen Brief erhalten, in dem ich über die Balladen eingehender — wenn auch nicht so lang wie das vorige Mal — sprechen werde. Vorläufig ist heute durch meinen jüngsten Sohn, der Buchhändler ist, ein Exemplar von „Grete Minde“ welche Novelle diesen Herbst eine 2. Auflage erlebte, zur Post gegeben worden. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane

Berlin 13. Januar 88.
Potsd. Str. 134.c.

Hochgeehrter Herr Professor.

Der Tod meines Sohnes, wovon ich Ihnen schrieb, verhinderte mir in den Wochen meine Antwort auf Ihre freundliche Zusendung¹⁷. Nachher war es ein andres, was mich am Schreiben hinderte. Ich konnte mich, bei den Schwierigkeiten, die mir das Sprachliche machte, in den Dichtungen nicht recht zuerst finden und stand eben auf dem Punkt ein vlämisches Lexikon zu kaufen, als mir ein Herr anbot: „er werde die Balladen in Prosa übersetzen lassen; er kenne jemand, der das sehr gut verstehe, und er freue sich diesem Sprachkundigen, einem armen Menschen, eine Beschäftigung geben zu können.“ Und danach wurde dann auch verfahren. Aber der „Sprachkundige“ war sehr säumig und erst in der Woche nach Weihnachten habe ich das kleine blaue Buch zurück erhalten und mit ihm die Prosa-Übersetzungen. An der Hand derselben, bin ich nun Ihre Balladen noch einmal durchgegangen. In einer „Erfgenaam“ habe ich mich, trotz Übersetzung, nicht gut orientiren kön-

nen, was mir nicht bloß am Sprachlichen, sondern am Stoff zu liegen scheint¹⁸. Von dem Clair-obscur, darin jede gute Ballade mehr oder weniger lebt, hat sie etwas zu viel, d. h. etwas zu viel obscure. Alle anderen finde ich, so weit ich es bei den verbleibenden Schwierigkeiten beurtheilen kann, ganz vorzüglich. Ihre Force besteht in der poetischen Situationsmalerei; ein Äußerliches oder Innerliches, das Sie besonders lockt, greifen Sie heraus und geben uns ein liebevoll ausgemaltes Bild, liebevoll ausgemalt trotz der relativen Kürze der Ausmalung, die die Ballade erheischt. Besonders sinnig und rührend ist „Noorderlicht“, am glänzendsten aber erscheinen mir die beiden Schlußgedichte „Scilt ende Vrint“ und „De Sporenslag“, besonders das letztere, worin Sie den Ton des patriotischen Kriegs- und Siegesliedes meisterlich und mit einer ganz besonderen Frische getroffen haben¹⁹.

Mein sprachliches Unvermögen erschwert mir das Urtheil, trotzdem aber glaube ich, ohne Gefahr vor Irrthum, aussprechen zu dürfen, daß niemand in der germanischen Welt, existiert, auch in England und Skandinavien nicht, der den Ton der alten Volksballade so zu treffen wüßte, wie Sie. Sie haben es den vergangenen Jahrhunderten ganz und gar abgelauscht und können Ihren „Van Eyck“ so wundervoll malen, daß er von einem wirklichen gar nicht zu unterscheiden ist. Ich bewundere das aufrichtig und in Ihrer Wissenschafts-Eigenschaft als *Professor* auch bedingungslos, aber in Ihrer *Dichter*-Eigenschaft doch nur bedingungsweis. Ich muß in dieser Beziehung bei dem bleiben, was ich mir schon in einem früheren Briefe auszusprechen erlaubte: die alten wundervollen Volksballaden und Volkslieder sollen uns Vorbild sein, wir sollen an Ihnen Ton und Weise lernen, aber wir sollen sie nicht pure nachahmen und nicht unseren Hauptstolz darin setzen, es eben so gut machen zu können, wie die Volksdichter des 14. oder 15. Jahrhunderts. Alle bedeutenden Balladendichter des letzten Jahrhunderts wurzeln in der mittelalterlichen Volksballade, aber alle haben etwas Essentielles *aus sich* hinzugethan: Bürger, Goethe, Heine, die Romantiker, die schwäbische Schule (Uhland, Justinus Kerner, Mörike), Strachwitz, Blomberg, Hans Hopfen, ebenso in England: Southern, Wordsworth, Burns, Scott, Byron, letzterer wenigstens vereinzelt in seinem „Adieu, Adieu, my native shore“ das eine Nachbildung von „Lord Maxwell's Good Night“ ist. An jeder einzelnen Balladenschöpfung der vorgenannten Dichter, könnte ich mit Leichtigkeit nachweisen, wo die Dichtung in der Überlieferung steht und wo sie neu ist. Das „Neue“ steht hinter dem Alten sehr oft zurück, trotzdem aber liegt in diesem Neuen, auch in dem *verfehlten* Neuen, der Fortschritt, die Weiterentwicklung. Ohne denselben frieren wir ein und sterben inmitten der vollkommensten Kunstübung ab.

Kennen Sie das famose Gedicht von Strachwitz: „Das Herz von Douglas“? Eine Perle.

Morgen gebe ich noch eine zweite Novelle: „Ellernklipp“ an Sie zur Post, ein Pendant zu „Grete Minde“ und zur selben Zeit geschrieben. In vorzüglicher Ergebenheit.

Th. Fontane

Berlin 17. Dezemb. 89
Potsdamerstraße 134.c.

Hochgeehrter Herr Professor.

Der Empfang Ihrer Karte war mir eine große Freude. Ihrem gütigst darin ausgesprochenen Wunsche beeile ich mich nachzukommen. Das Buch hat ein ganz andres Ansehn gewonnen, äußerlich gewiß, aber

auch seinem Inhalte nach²⁰. Etwa ein Drittel ist neu. Die neu hinzugekommenen Lyrica folgen hintereinander fort von Seite 32 bis 57, die neuen Balladen sind an den verschiedensten Stellen einrangiirt. In der Abtheilung „Nordisches“ ist das Meiste neu und hierauf möchte ich Ihre freundliche Aufmerksamkeit zunächst hinlenken. Es ist das Gebiet, auf dem Sie selber ein so hervorragender und den Ton so sicher treffender Meister-Spezialist sind. Ich glaube von diesen neuen nordischen Balladen sagen zu dürfen, sie sind „virtuos“ behandelt, ein Wort, das noch mehr Tadel als eitles Selbstlob umschließt. Weiterhin, in der „Brück am Tay“, „John Maynard“, auch in den zwei Walter Scott-Gedichten, in „Alte Fritz-Grenadiere“, „Märkisches Reimen“, den vier Gedichten auf Kaiser Frandrich und endlich in „Herr Ribbeck auf Ribbeck im Havelland“ (am Schluß der märkisch preußischen Abtheilung) habe ich den Versuch gemacht, mehr oder weniger moderne Stoffe, zum Theil allermodernste, in die Balladenbehandlung hineinzuziehen. Auch unter den „Gelegenheitlichen“ ist vieles neu.

Die Hauptsache bleibt mir immer, wie Sie, hochgeehrter Herr Professor, der Sie für Balladenstil und Balladenton ein so feines Ohr haben, in Ihrem Urtheil sich zu dieser Frage stellen werden. Hab' ich es in „Admiral Herluf Trolles Begräbniß“ getroffen oder nicht getroffen und sind Sie einverstanden — und zwar nicht nur im Prinzip, sondern auch in der Spezialausführung — mit der balladesken Behandlung so vieler aus der Tageschronik oder dem neuesten Zeitungsblatt entnommenen Stoffe? Haben Sie Bedenken dagegen, so verschweigen Sie mir diese Bedenken nicht. *Urtheil*, auch tadelndes, wenn aus einer liebenswürdigen Seele heraus, steht mir höher als Lob. Vielleicht darf ich solchem Urtheil, zu dem niemand berufener ist als Sie, entgegensehen.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane

Berlin 21. Febr. 91
Potsd. Str. 134.c.

Hochgeehrter Herr.

Allerlei Störendes, das diese letzte Woche brachte, läßt mich erst heute dazu kommen, Ihnen für all die freundlichen Worte zu danken, die Sie für mich gehabt haben, sogar unter liebenswürdigem Eingehen auf allerlei Fragen, die ich mir vor Jahr und Tag zu stellen erlaubte²¹. Es erfüllt mich mit großer Freude, mich überall in Übereinstimmung mit Ihnen zu wissen, was mich, nach Ihren eigenen Dichtungen, so weit ich Sie kennen lernte, freilich nicht überraschen darf. Nur die stoffliche Erweiterungs- und Ausdehnungsfrage konnte allenfalls zu einer Meinungsverschiedenheit führen und es gereicht mir zu einer besonderen Genugtuung, auch da mit Ihnen d'accord zu sein. Gestatten Sie mir mit diesen Zeilen einen vor zwei, drei Monaten von mir erschienenen Roman zur Post geben zu dürfen, nur als ein Zeichen meiner Hochachtung, frei von nebenherlaufenden Wünschen²².

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane

Gottfried Will's Logierhaus.
Kissingen 4. Juni 91

Hochgeehrter Herr.

Seit gestern bin ich hier in Kissingen und in etwa 5 Wochen in Berlin zurück, wo ich mich gleich an den Chefredakteur d. Vossischen Zeitung

Friedrich Stephany wenden werde. Ich würde es brieflich von hier aus thun, er ist aber auf Urlaub und ich weiß nicht, wo er sich zur Zeit aufhält. Stephany geht meist freundlich auf meine Vorschläge ein und wird diesmal wahrscheinlich keine Ausnahme machen, wenn er überhaupt in der Lage ist „ja“ sagen zu können. Ob dies der Fall ist, das ist die Frage. Die Zeitung hat einen Amsterdamer und einen Brüsseler Korrespondenten und der eine oder andere dieser beiden (ich bin nicht sicher welcher) behandelt öfter die „vlämische Bewegung“. Da steckt die Schwierigkeit; mais nous verrons. Eine liebenswürdige Besprechung aus Ihrer Feder erhielt ich im Januar oder Februar d. J., worauf ich dankend gleich an Sie schrieb, auch ein Buch schickte. Vielleicht ist beides Ihnen nicht zu Händen gekommen. In vorzügl. Ergebenheit

Th. Fontane

Auffällig ist die Achtung und sogar Bewunderung, die Fontane dem Kritiker Pol de Mont zollt. Dem Urteil des flämischen Dichters mißt er großen Wert bei. Die Frage, ob seine Werke bei diesem Anklang finden werden, läßt ihn nicht gleichgültig. Kurz nach Erscheinen der dritten Auflage seiner Gedichte schickt Fontane ihm beispielsweise eilends ein Exemplar zur Rezension zu²³.

Obleich Fontane Schwierigkeiten hatte, die niederländische Sprache zu verstehen, schätzt er Pol de Mont auch als Dichter. Auf dessen Begabung für die „poetische Situationsmalerei“ weist er wiederholt hin²⁴. Die hervorragendste Eigenschaft de Monts sei es jedoch, immer den passenden Ton zu treffen²⁵.

Bei der Bewunderung für die Fähigkeiten seines Freundes wiegt allerdings die Kritik Fontanes an dessen Balladen umso schwerer. Aus den Briefen läßt sich entnehmen, daß der flämische Dichter nach Fontanes Ansicht nicht fähig ist, selbst etwas Wesentliches in Balladenform zu bringen. Der märkische Dichter weiß aber seine harte Kritik in milde Formen zu kleiden; über diese literarische Kunstform hat er sehr genaue Vorstellungen, die er de Mont entgegenhält. Wohl dürfe die moderne Ballade an die alte Volksballade anknüpfen, jedoch sei mit einer „Anlehnung“ an bereits Bestehendes oder an dessen „Nachbildung“ den Ansprüchen dieser Gattung noch lange nicht Genüge getan²⁶. Den Balladen de Monts fehle etwas Wesentliches („die Hauptsache“, „das Essentielle“), nämlich das künstlerische Engagement des Dichters²⁷. Gerade im Persönlichen, im „Neuen“ liegen für Fontane „der Fortschritt, die Weiterentwicklung“²⁸. In der Ballade will der märkische Dichter also keine starre, ein für allemal festgelegte Kunstform sehen. Dies bewies er selber durch seine Ansätze zur Erneuerung dieser Gattung, indem er in den achtziger Jahren deren Stoffgebiet auf Themen aus der unmittelbaren Vergangenheit ausdehnte.

Im bereits erwähnten kritischen Beitrag äußert sich Pol de Mont hingegen begeistert zu Fontanes dichterischem Werk. Er erkennt klar, was sein Freund ihm voraus hat, und lobt dies über alle Maßen. Fontane sei „kein sklavischer Nachahmer“ der Volksballade des Mittelalters. „Alles, was der moderne Dichter darin und daraus lernen“ könne, habe er aus der Volksballade geschöpft²⁹. Dann bezieht sich de Mont auf den Brief vom 24. Mai 1887, in dem die bleibenden Eigenschaften der Ballade

genannt werden, und er bemerkt dazu, Fontane habe der Volksdichtung einiges entnommen, er habe jedoch „jeweils dem anderswo Entlehnten so viel von seiner eigenen Originalität hinzugefügt, daß es zu einer ganz neuen, eigenständigen Schöpfung gekommen sei“³⁰. Als typisches Beispiel zieht Pol de Mont die Ballade „Harald Harfager“ heran, die er vollständig zitiert.

Daran anknüpfend, beantwortet Pol de Mont die im Brief vom 17. Dezember 1889 gestellte Frage, ob er mit der Ausdehnung des Stoffbereichs auf die „Tageschronik oder das neueste Zeitungsblatt“ einverstanden sei. Es sei „ein höchst glücklicher Gedanken“, den Horizont der Balladendichtung durch das Beifügen von Themen aus dem 19. Jahrhundert zu erweitern“. Wohl könne die Ballade dabei „eine ihrer größten Anziehungskräfte, das Geheimnisvolle verlieren“, dem sei aber durch „die größere Elastizität der formalen Mittel“ abzuhelfen³¹. Eben dies sei Fontane vollkommen gelungen. Um seine Antwort zu rechtfertigen, führt Pol de Mont ein weiteres Gedicht an, diesmal „Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland“.

Der Briefwechsel und der Beitrag zeugen also von der Bewunderung des flämischen Dichters nicht nur für Fontanes Kunst, die über jeden Zweifel erhaben sei, sondern auch für dessen kritisches Urteil. Im Kommentar de Monts findet sich aber auch die Erkenntnis der eigenen Unfähigkeit, der Ballade einen persönlichen Akzent zu geben. Darüber hinaus ist klar zu erkennen, daß auch de Monts Theorie der Ballade das „Essentielle“ völlig fehlt: in seinem kritischen Beitrag äußert er keine persönlichen Ansichten; er begnügt sich einfach damit, gerade die Ideen und Vorstellungen unverändert wiederzugeben, die ihm durch Fontane vermittelt wurden!

Anmerkungen

1 Briefe an die Tochter Martha (Mete) Fontane

a) Datiert 22. Mai 1889: „Die 5 Ländchen im Havelland heißen: Friesack, Bellin, Glin, Rhinow und Nußwinkel – für künftige feine Tisch-Unterhaltungen fast so fein wie Pol de Mont, doch ist letzterer noch um einen Grad feiner und ich hätte Dich wohl über ihn perorieren hören mögen. So kommt einem alles mal zu Nutz. Übrigens weiß ich nicht ob er Mont oder Monts heißt.“

b) Datiert 17. Februar 1891: „Gestern erhielt ich eine lange Kritik von meinem vlämischen Freunde Pol de Mont über meine ‚Gedichte‘. Ich schicke sie Dir morgen, denn es amüsiert einen sich in das Vlämische hineinzulesen; zuletzt versteht man es ganz gut.“

2 Zeitschrift „Europäische Literatur“ 1942. Jahrgang 1/Heft 5. S. 9.

3 Diese Briefe wurden in den „Fontaneblättern“ angezeigt: Band 2. Heft 1. S. 55.

4 Pol de Mont: „Theodor Fontane“. In: Pol de Mont, „Een bundel letterkundige opstellen“ Gent 1914. S. 186–206. Dieser Artikel erschien bereits 1891 in der flämischen Zeitschrift „De Toekomst“.

5 Diese Tatsache hat mir Herr Joachim Schobeß erzählt.

6 Pol de Mont hat etwa 15 Gedichtsammlungen veröffentlicht. Zu den bekanntesten gehören „Lentesotternijen“ (1881), „Fladderende Vlinders“ (1885), „Clari-bella“ (1893), „Iris“ und „Dichterlente“ (1917).

7 Besonders bekannt sind: „Losse schetsen uit de letterkundige geschiedenis van onzen tijd“ (1889–90), „Drie groote Vlamingen“ (1911), „Een bundel letter-“

- kundige opstellen“ (1914). Für eine detaillierte Biographie des Dichters verweise ich auf die Studie von George Meir: „Pol de Mont – Een studie over zijn leven en zijn werk“ 1932. De Sikkel, Antwerpen. De Spieghele, Amsterdam.
- 8 Pol de Mont war Gymnasiallehrer; er ist nie ins höhere Lehramt eingetreten.
 - 9 Es geht um den Essay „Een drietel balladenbundels“. Dieser Essay erschien 1886 in der Zeitschrift „Nederlandsch Museum“.
 - 10 Im Brief irrtümlich wiederholt.
 - 11 Es läßt sich nicht mit Sicherheit sagen, auf welche Gedichtsammlung sich Fontane bezieht; vielleicht „Fladderende Vlinders“ oder „In Noord en Zuid“.
 - 12 „Zanneken Craeynest“ erschien in der Zeitschrift „Nederlandsch Museum“ (Gent), Jahrgang 1/1887, S. 226–235. In diesem langen Gedicht, auf das Fontane in anderen Briefen zurückkommt, geht es um eine idyllische Liebe, die durch die Hartnäckigkeit des Vaters des Mädchens gefährdet wird.
 - 13 Diese Balladen erschienen in der Zeitschrift „Nederlandsche Dicht- en Kunst-halle“ 10. Jahrgang/1888. S. 52–60.
 - 14 Siehe Anmerkung 12.
 - 15 Es geht hier um sieben Balladen. Fünf erschienen in der Zeitschrift „Nederlandsch Museum“ (Gent) Jahrgang 1/1887 S. 115–125: Swana (Dahn gewidmet), „De Trommelaar“, „Koning Freier“ (Fontane gewidmet), „Noorderlicht“ und „De Erfgenaam“. Die Balladen „Scilt ende Vrint“ und „De Sporenslag“, die Fontane im nächsten Brief erwähnt, erschienen erst 1896 in der Zeitschrift „Vlaamsch en Vrij“ Nr. 28 / 4. Jahrgang, S. 443.
 - 16 Der älteste Sohn Fontanes (George) starb am 24. September 1887.
 - 17 Brief vom 12. Dezember 1887.
 - 18 Siehe Anmerkung 15.
 - 19 Ibid.
 - 20 Es handelt sich um die dritte Auflage der Gedichte Fontanes. Berlin, Verlag von Wilhelm Herz (Bessersche Buchhandlung, 1889).
 - 21 Hier bezieht sich Fontane offenbar auf den bereits erwähnten Beitrag Pol de Monts, den er anlässlich der 3. Auflage der Gedichte seines Freundes schrieb.
 - 22 Es geht hier um den Roman „Stine“, der, obwohl seit 1887 fertig, erst 1890 erschien.
 - 23 Brief vom 17. Dezember 1889.
 - 24 z. B. im Brief vom 13. Januar 1888.
 - 25 z. B. im Brief vom 17. Dezember 1889.
 - 26 Brief vom 13. Januar 1888.
 - 27 Briefe vom 24. Mai 1887 und vom 13. Januar 1888.
 - 28 Brief vom 13. Januar 1888.
 - 29 Op. cit. S. 188.
 - 30 Op. cit. S. 189.
 - 31 Op. cit. S. 195.

Rudolf Bellin (Neuruppin)

Fontanestätten in Neuruppin

1. Die Löwen-Apotheke, das Geburtshaus Theodor Fontanes

„An einem der letzten Märztage des Jahres 1819 hielt eine Halbchaise vor der *Löwen-Apotheke* in Neu-Ruppin, und ein junges Paar, von dessen gemeinschaftlichem Vermögen die Apotheke kurz vorher gekauft worden war, entstieg dem Wagen ... Es waren meine Eltern.“⁴¹

„ In ihrer Ruppiner Apotheke verlebten meine Eltern die ersten sieben Jahre ihrer Ehe, vorwiegend glückliche Jahre, trotzdem sich schon damals *das* zeigte, was dieses Glück früher oder später gefährden mußte.“² Von der Löwen-Apotheke sei kurz folgendes berichtet: Nach dem verheerenden Dreißigjährigen Krieg und nach den menschenmordenden Pest- und Pockenepidemien des ausgehenden Mittelalters war es das Bestreben der brandenburgischen Kurfürsten Friedrich Wilhelm und Friedrich III. am Ende des 17. Jahrhunderts, das menschenarm gewordene Land durch Ansiedeln von Schweizern, Hugenotten und anderen „Kolonisten“ wieder zu bevölkern. So stiegen die Einwohnerzahlen Neuruppins und der umliegenden Dörfer wieder stärker an. Das erforderte (neben der mindestens seit 1571 privilegierten Adler-Apotheke) die Einrichtung einer zweiten Apotheke in Neuruppin, der im Jahre 1698 privilegierten Löwen-Apotheke. Sie befand sich 1787 an der eigentlichen Hauptstraße des Ortes in bevorzugter Lage, am „Hohen Steinweg“.³ Am 26. August 1787 wurde sie bei dem großen Stadtbrand ein Raub der Flammen, wurde aber bereits im ersten Wiederaufbaujahr, 1788, — nach der vor Gericht erstatteten Aussage des damaligen Besitzers der Apotheke, Philipp Ferdinand Schwanefeld⁴ — in der Hauptgeschäftsstraße, der damaligen Friedrich-Wilhelm-Straße, jetzigen Karl-Marx-Straße Nr. 84, wiedererrichtet, auf einem Areal von 10 a 98 qm, mit Hofraum und großem Garten dahinter von 1 ha, 68 a 70 qm. An die Stelle des Apothekers Heinrich Sigismund Augustin, der das Grundstück 1815 „für 11.000 rthl. mit Privilegien, Apotheque, Vasen, Repositorien, Utensilien und Gerätschaften, auch Medizinalwaaren“ erkaufte hatte, trat „der Apotheker Herr Ludewig Heinrich Fontane, welcher dasselbe nebst dem Apothekerprivilegio und Zubehör laut Contracts vom 21. October 1818 und 24. Julius 1819 für 14.750 rthl. Courant Silbergeld erkaufte hat. Der Besitztitel wurde am 30. Julius 1819 für ihn berichtet.“⁵ Die Worte Th. Fontanes „von dem gemeinschaftlichen Vermögen“ des Paares erkaufte, treffen laut Grundbuch von Neuruppin nur bedingt zu, denn außer 2 Hypotheken von 5.000 bzw. 1.400 rth, die mit übernommen wurden, sind dort „8.200 rth (Achttausend zweihundert Thaler) Obligationen in 1/12 bis 1/1 Stücken, welche Herr Apotheker Ludewig Heinrich Fontane laut Obligatio vom 24. Julius 1819 von seinem Vater, dem Cabinets-Secretair Herrn Fontane erborgt hat und zwar gegen 5 0/0 jährlich vom 1. April 1819 an im vierteljährlichen Turnus zu entrichtenden Zinsen und monatlicher Aufkündigungsfrist, auch Verpfändung dieses Hauses für Capital, Zinsen und die Kosten der Ausklagung und Beitreibung dieser Forderung eingetragen 20. Julius 1819“.⁶ Der Herr Kabinettssekretär Fontane, „vorahnend schon und voll Mißtraun gegen den eigenen Sohn“ hatte dieses erhebliche Darlehen also für sich und seine Erben nach allen Seiten gesichert. Aber obwohl des Sohnes Spiellosigkeit dazu beitrug, ihn „auch zu einem sehr säumigen Zinszahler zu machen“⁷, vermied der Vater Pierre Barthélemy doch eine gerichtliche „Beitreibung“, er nahm aber oft „Gelegenheit, seinem nur zu berechtigten Unmute, sei's in Briefen, sei's bei persönlichen Zusammenkünften, Ausdruck zu geben“.⁸ Trotz aller noblen Passionen des Besitzers brachte

die Apotheke doch soviel ein, daß am 22. Juli 1823 die eine Hypothek über 5.000 Thaler ausgezahlt werden konnte. Aber obgleich L. H. Fontane zum 1. Juli 1826 (*nicht* April, wie Th. Fontane angibt) die Apotheke „vorteilhaft“ zu verkaufen schien, 13.000 rth wurden ihm bar ausgezahlt, erhielt er doch nicht „das Doppelte von dem, was er seinerzeit gezahlt hatte“⁹, sondern laut Eintragung im Grundbuch vom 8. Juli 1826 nur 23.000 rth. Wenn Th. Fontane schreibt: „Er zahlte seinem Vater die vorgeschossene Summe zurück“¹⁰, so kann es sich nicht um obige 8.200 rth. gehandelt haben, denn diese blieben als Hypothek weiter stehen und wurden „vermöge Erbcesses vom 25. Mai und 14. Junius 1827“ (nach Pierre Barthélemys Tode am 5. 10. 1826) „dergestalt vertheilt und resp. cedirt, daß davon zu gleichen Rechten angewiesen sind: dem Bau-Conducteur Carl Heinrich Wilhelm Fontane zu Berlin 3.400 rth., dem Schauspieler Ferdinand August Fontane zu Magdeburg 4.800 rth. und ist solches vom 20. Julius 1827 hier notirt.“¹¹ Am 1. 4. 1819 war L. H. Fontane mit dem Kauf der Löwenapotheke Hausbesitzer in Neuruppin geworden, schon 18 Tage später verlieh ihm die Stadtverordnetenversammlung das Bürgerrecht: „Gegen die Annahme des zum Bürgerwerden sich meldenden Apothekers L. H. Fontane finden wir nichts zu erinnern.“¹² Allzu schnell gelang es dem jungen Paar wohl nicht, Eingang in die Neuruppiner Honoratiorenkreise zu finden, denn bei der vom reformierten Superintendenten Bientz „am 27. January 1820“ vollzogenen Taufe unseres am „30. December 1819 zwischen 4 und 5 Uhr abends“ geborenen Heinrich Theodor Fontane waren die Taufpaten nur Berliner Verwandte und Bekannte. Doch das änderte sich dann bald: beim 2. Kind Johann Rudolph, geb. 1. 10. 1821, sind Mitglieder führender Neuruppiner Kreise als Taufpaten mitaufgeführt, wie „Herr Superintendent Schröner (lutherisch!), Herr Dr. med. Hartmann, Herr Buchhändler Kühn, Frau Doctorin Oelze; beim 3. Kind, der Tochter Jenny Eveline, geb. 18. 4. 1824, sind es Dr. und Kreisphysikus Oelze, Madame Kühn und Madame Gentz und beim 4. Kind, Gustav Friedrich Maximilian, geb. 20. 12. 1826, u. a. Oberlehrer Dr. Starke, Frau Superintendent Bientz und Fr. Lina Schröner, während umgekehrt der Apotheker Fontane am 24. 7. 1825 Taufpate bei der Tochter des reformierten Oberlehrers (späteren Direktors des Neuruppiner Gymnasiums) Dr. phil. Starke war.“¹³ Das Haus, in dem Theodor Fontane 6 glückliche Kinderjahre verlebte, war eines der schönen symmetrisch gegliederten zweigeschossigen Zopfstilhäuser, mit denen Neuruppin nach dem Großen Brand von 1787 unter Einwirkung der bedeutendsten Geister des Frühklassizismus im Oberbau-Departement in Berlin wieder errichtet wurde. Diesen Stil nicht sehr glücklich während, erfolgte eine Erhöhung des Apothekerhauses um ein etwas niedrigeres Geschoß 1867, von der die Grundakten berichten: „Laut des zwischen dem Apotheker H. C. R. Arndt als Besitzer des im Hypothekenbuch von Neu-Ruppin unter Ur. II Fol. 420 verzeichneten Hauses und dem Conditior H. W. F. Schwartzkopf als Besitzer des benachbarten Hauses abgeschlossenen notariellen Kaufvertrages vom 14. Juni 1867 beabsichtigt der Apotheker Arndt gegenwärtig, sein Haus durch Aufführung eines Aufbaus zu erhöhen, welcher jedoch

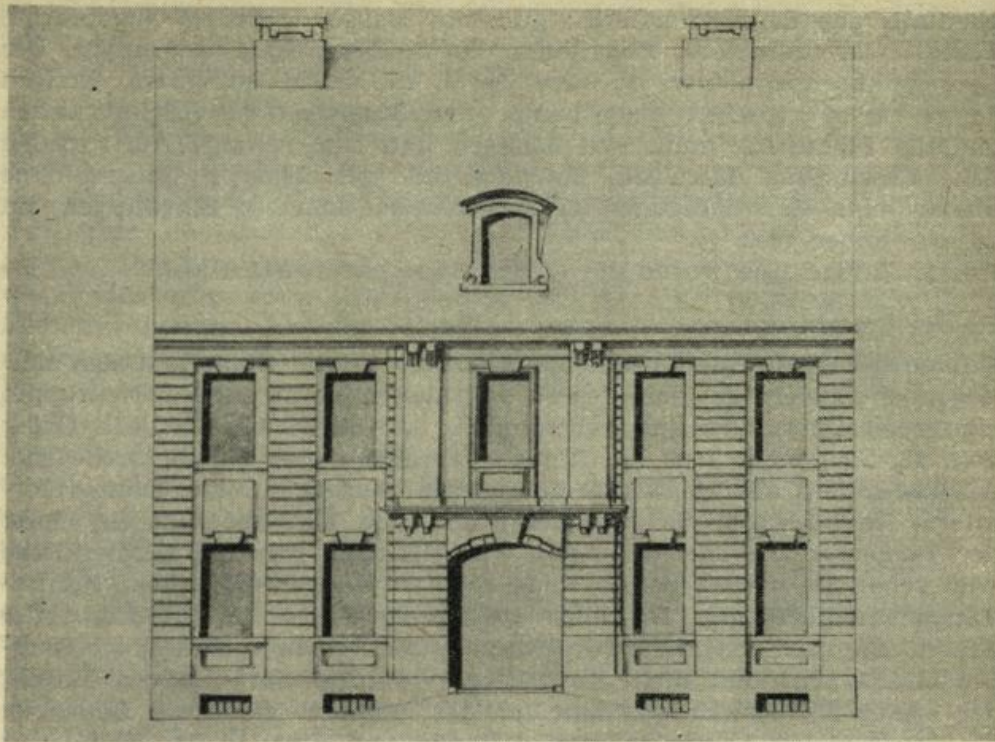


Abb. 1

Die Fassade der Löwen-Apothek nach dem Brand des Jahres 1787.
Entwurf von B. M. Brasch.

die Höhe eines vollen Stockwerkes nicht überschreiten soll, und ist ihm von dem Conditor Schwartzkopf gestattet, zu dem Zwecke den gemeinschaftlichen Giebel auf seine alleinigen Kosten bis zur erforderlichen Höhe durch einen Aufbau zu erhöhen.¹⁴ Weitere Vorschriften besagen, daß Haus plus Aufsatz denselben Fassadenputz und dieselbe Farbe von unten bis oben erhalten sollen. — Bei einem Umbau 1932 wurde die Treppe von der Mitte des Hauses an die Seite gerückt. Unzweifelhaft aber ist trotz allen Umbaus das Zimmer, im Mittelgeschoß nach der Straße zu auf der rechten Seite gelegen, noch im ursprünglichen Zustand wie zu Fontanes Jugendzeit erhalten und kann damit zu Recht als „Fontanezimmer“ bezeichnet werden. Das geht aus einer künstlerisch wertvollen Supraporte hervor, die drei musizierende Putten im Rundrelief zeigt. Darüber und um das ganze Zimmer herum zieht sich eine Voute mit antikisierender reicher Stuckarbeit, und in der Mitte der Decke befindet sich eine Rosette mit Akanthus-, Schilfblatt- und Lotosblüten-Ornamenten. Auch in dem hinter diesem Zimmer nach der Hofseite gelegenen Raum ist ein Stuckfries von künstlerischer Qualität erhalten, der vermutlich auch noch aus Fontanes Zeiten stammt. Über die am Hause angebrachte Erinnerungstafel „In diesem Hause wurde Theodor Fontane am 30. Dezember 1819 geboren“ erfahren wir

ebenfalls aus dem Grundbuch: „Die am Hause... Nr. 84 angebrachte Tafel... ist und bleibt Eigenthum der Stadtgemeinde Neuruppin. Der Grundstückseigenthümer ist verpflichtet, die Tafel an ihrem jetzigen oder einem zwischen Eigenthümer und Magistrat zu vereinbarenden anderen Platze für immer zu belassen und ihre etwaige Auffrischung bzw. Erneuerung durch die Stadtgemeinde geschehen zu lassen, ohne hierfür eine Entschädigung beanspruchen zu können. Eingetragen am 26. November 1902.“¹⁵

Am 1. Januar 1959 wurde die Löwen-Apotheke verstaatlicht.

2. Die Pfarrkirche

Infolge der Ansiedlung vieler Reformierter in der Stadt und den umliegenden Dörfern zu Ende des 17. Jahrhunderts war auch in Neuruppin eine reformierte Gemeinde entstanden, der durch kurfürstliche Order vom 18. September 1699 die Ruinen der ehemaligen Nikolaikirche zum Ausbau seitens des Magistrats überwiesen werden mußten. Diese reformierte Kirche wurde beim großen Stadtbrand 1787 ebenfalls ein Opfer der Flammen wie die lutherische Marienkirche. Nur die Klosterkirche war verschont geblieben. Sie stand nun vorübergehend beiden Konfessionen zur Verfügung. Im Jahre 1801 begann man die Errichtung der Pfarrkirche nach den Plänen des Oberbaurats Berson vom Berliner Ober-Baudepartement und unter tatkräftiger Mithilfe Carl Ludwig Engels, der später als Generalintendant für das gesamte öffentliche Bauwesen Finnlands vielen Bauten in diesem Lande, vor allem in der Hauptstadt Helsinki, ein klassizistisches Gepräge gab.¹⁶ Am 23. März 1806 wurde die Neuruppiner Pfarrkirche als letztes der nach dem Brande errichteten Gebäude eingeweiht. Sie steht als langgestreckte, mit hoher Kuppel und Laterne geschmückte frühklassizistische Predigtkirche auf dem nördlichen der großen Plätze, um die der Schöpfer des Wiederaufbauplans, der Kgl. Bauinspektor M. B. Brasch, die neuerstandene Stadt komponiert hatte. Sie wurde den Zeitumständen nach „zu einer Simultan- oder Concordienkirche bestimmt, d. h. zu einer für die Lutheraner und Reformierten gemeinschaftlichen“. Es wurde ein Regulativ über diesen gemeinschaftlichen Gebrauch erarbeitet. „In unserer Stadt bestand daher eine Union, und zwar aktenmäßig ausgesprochen, ehe man im preußischen Staat an die Herbeiführung einer solchen dachte.“¹⁷ — In dieser Pfarrkirche wurde Theodor Fontane (wie schon erwähnt) von dem reformierten Superintendenten Johann Lebrecht Bientz am 27. Januar 1820 getauft.

3. Die Interimswohnung

„Wir verlebten diese Zwischenzeit“ (zwischen Juli 1826 und Johanni 1827, vor dem Kauf der Swinemünder Apotheke) „in einer in der Nähe des Rheinsberger Tores gelegenen Mietswohnung, einer geräumigen, aus einer ganzen Flucht von Zimmern bestehenden Beletage.“¹⁸ Wo lag diese Interimswohnung der sechsköpfigen Familie Fontane? Der verstorbene Stadtarchivar G. Peter¹⁹ war vor Jahren der Klärung dieser Frage nachgegangen. Ersten Anhaltspunkt gibt Fontane selbst: „Es war nämlich

ein Schlächterhaus. ... Ein Tag ist mir noch deutlich im Gedächtnis. Ich stand auf dem Hausflur und sah, durch die offenstehende Hintertür, auf den Hof hinaus, wo gerade verschiedene Personen, quer ausgestreckt, über dem schreienden Tier lagen. Ich war vor Entsetzen wie gebannt, und als die Lähmung endlich gewichen war, machte ich, daß ich fortkam, und lief die Straße hinunter durch's Tor auf den 'Weinberg' zu.²⁰ Die einzige Straße, die schnurgerade auf das Rheinsberger Tor zulief, war aber die damalige Friedrich-Wilhelm-Straße (jetzt Karl-Marx-Straße). Daß die Wohnung im nördlichen Teil dieser Straße in der Nähe des Rheinsberger Tores liegen mußte, geht aus einer anderen Bemerkung Fontanes hervor: Als die Eltern zu einem kleinen Diner, „ganz am entgegengesetzten Ende der Stadt“, geladen waren, entstand hinter dem Rheinsberger Tor ein großer Scheunenbrand. Die Mutter währte ihre Kinder in Lebensgefahr und „stürzte von der Tafel fort die lange Friedrich-Wilhelm-Straße hinunter.“²¹

Genauer über die Lage erfahren wir aus einer Annonce im „Ruppinschen Anzeiger“ vom 23. Mai 1827 (denn vor dem Umzug nach Swinemünde sollte noch ein Teil des Hausrats verkauft werden): „Am 7ten des künftigen Monats werde ich von früh 9 Uhr an den größten Theil meines Mobiliars gegen gleich baare Zahlung in Courant meistbietend verkaufen lassen (folgt Aufzählung der Gegenstände). Ich ersuche die resp. Kaufliebhaber, sich gedachten Tages recht zahlreich in meiner Wohnung, Friedrich-Wilhelm-Str. Nr. 307, einfinden zu wollen. L. Fontane, Apotheker.“ An Hand eines lehr lückenhaften Häuserverzeichnisses der Feuersozietät und einer Aufstellung der Gewerbetreibenden aus dieser Zeit konnte dann G. Peter feststellen, daß dieses Haus Nr. 307, damals dem Fleischermeister Johann Dannenberg gehörig, identisch ist mit dem heutigen Haus Karl-Marx-Straße 94.

4. Elementarschule und Gymnasium (jetzt „Fontaneschule“)

„Um eben diese Zeit kam ich in die Klippschule.²² Wo diese sich in Neuruppin befand, hat sich bisher nicht feststellen lassen. Sicher ist nur, daß unter der Vielzahl der damaligen privat geleiteten Elementarschulen verschiedener Güte die des Kandidaten Gerber („Er machte von seinem Namen weiter keinen Gebrauch und war überhaupt sehr gut.“²³) eine Art Vorbereitungsschule für das Gymnasium bildete (1827 mit Th. F. 26 Knaben).

Das Gymnasium sollte Theodor erst 5 Jahre später Ostern 1832 (bis Herbst 1833) von Swinemünde aus kennenlernen. „Unter den wenigstens durch Ausdehnung hervorragenden Gebäuden der Stadt nimmt das Gymnasium den ersten Rang ein. Es wurde nach dem Brande von 1787 auf einem Platzviereck errichtet, auf dem wenigstens drei Kölner Dome hätten stehen können, und empfing die Inschrift: Civibus aevi futuri“²⁴. (Den Bürgern der kommenden Zeit, 1790), so prangt es in vergoldeten Lettern seit mehr als 180 Jahren an dem Schulgebäude, das in beherrschender Stellung und an bevorzugter Stelle den Mittelpunkt Neuruppins wie ein kleines vornehm-schlichtes Schloß ziert. Nach dem großen Stadtbrande 1787 stellten im Zeitalter der Aufklärung die Schöpfer der

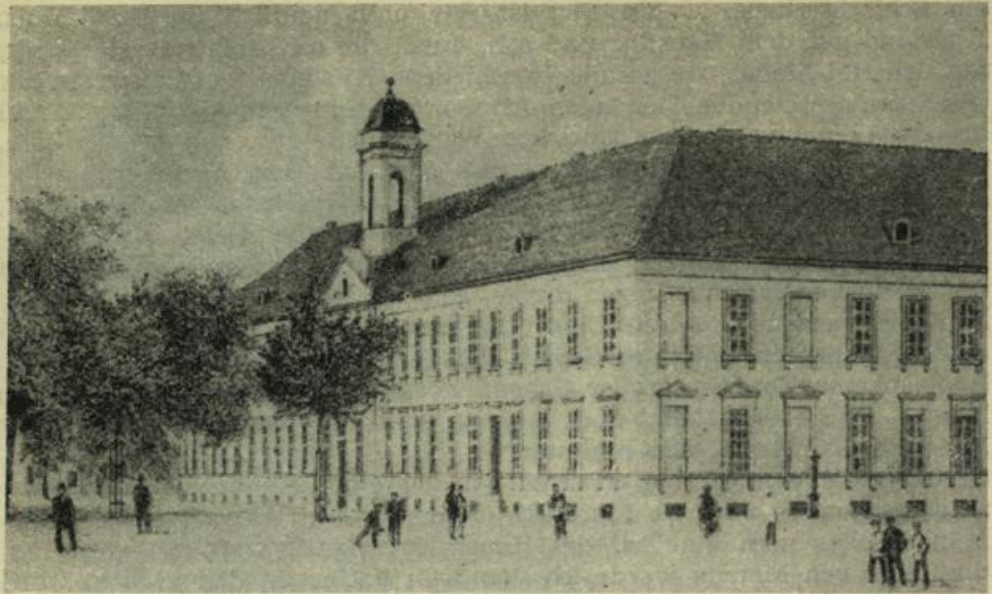


Abb. 2

*Gymnasium nach einer Lithographie um 1870.
Fassadenentwurf vom B. M. Brasch.*

wiedererstehenden Stadt nicht das Rathaus oder eine Kirche in das Zentrum Neuruppins, sondern eine Schule (die zusammen mit ihren direkten Ahnen auf ein mehr als 600jähriges Alter zurückblickt). Auf dem mittleren der drei großen Plätze errichtete man die Neuruppiner „alma mater“ und „brachte hierdurch und durch die eindrucksvolle Größe des Gebäudes die hohen Erwartungen, die man von dieser Erziehungsanstalt für die Zukunft hegte, zum glänzenden Ausdruck“.²⁵ Wie aus bisher unveröffentlichten Akten aus dem Deutschen Zentralarchiv in Merseburg²⁶ unzweifelhaft hervorgeht, ist die Schaffung dieses beherrschenden Gebäudes auf die Initiative des beim Wiederaufbau der Stadt unermüdlich tätigen Bauinspektors Bernhard Matthias Brasch, eines bis dahin völlig unbekanntes Landbaumeisters, zurückzuführen. Am 9. Dezember 1788 überreichte er der Retablissemments-Kommission ein „Pro Memoria“, in dem er vorschlug, an die Stelle mehrerer zunächst vorgesehener kleiner Schul- und Lehrerhäuser ein einziges Schulhaus mit mehreren Lehrerwohnungen zu setzen. Auf Grund eingehender Berechnungen wußte er auch Bedenken finanzieller Art zu zerstreuen. Er fügte einen genauen Grundriß, der in den Akten noch enthalten ist, des von ihm vorgeschlagenen Gebäudes an. Schon am 25. Januar 1789 machte sich Kammerpräsident v. Voß, der Leiter der Retablissemments-Kommission, in einer Eingabe an den König zum Verfechter dieses Gedankens. Es galt, auch dem König diesen Entwurf schmackhaft zu machen. Der Präsident überreichte deshalb einen genauen Kostenanschlag „nebst zwey Zeichnungen von der zu Neu Ruppin wieder zu erbauenden

Stadtschule“. Das Ober-Baudepartement hatte die Bau-Kosten auf 21 481 rth 22 gg 7 Pf errechnet. Aus dem nun folgenden Schriftwechsel geht einwandfrei hervor, daß das neue Schulhaus nach der Grundrißzeichnung des Bauinspektors Brasch, die architektonische Gestaltung und Verzierung jedoch nach Entwürfen des Bau-Assessors Berson — Berlin (später Oberbaurat) entstand. In verhältnismäßig kurzer Bauzeit wurde es auf dem damaligen „Wilhelm-Platz“ errichtet. Es bietet mit seiner schlicht und edel gegliederten Fassade in harmonischen Verhältnissen ein eindrucksvolles Bild. Von 25 Fensterachsen entfallen je 3 auf schwachvortretende Endrisalite, die 3 mittleren auf das Hauptrisalit, das durch ein Rundbogenportal und ein flaches Giebeldreieck mit Reliefschmuck um ein Zifferblatt ausgezeichnet ist und von einem zierlichen laternenartig geöffneten Türmchen überragt wird. Die Hauptfront ist 200 Fuß (= 63 m) lang, die Seitenflügel waren beide ursprünglich 100 Fuß lang (die Durchfahrt an der Nordseite wurde später zugebaut). Ein längerer Briefwechsel entspann sich zwischen dem Bürgermeister Noledchen und dem Minister wegen Anbringung einer Schlaguhr und eines Glockentürmchens als Ersatz für noch fehlende Kirchtürme. Der Minister bewilligte endlich die Mehrkosten und gab dem Wunsche der Bevölkerung nach, dieses Türmchen als Erinnerungszeichen der Turmkuppel der abgebrannten Marienkirche nachzubilden. So kam das Schulgebäude zu seinem barocken Türmchen, das stilmäßig eigentlich nicht zu den übrigen frühklassizistischen Formen paßt. — Die Ausgestaltung des Giebelfeldes übertrug man dem italienischen Stukkateur Sartoni. Das feine allegorische Bild mit Chronos, dem greisen Gott der Zeit, und den fleißigen Putten sollte sich vor allem an die Schüler richten und das Wort versinnbildlichen: „Nütze die Zeit!“

Am 24. November 1791 wurde mit einer feierlichen Einweihung in Gegenwart des Staatsministers v. Voß das Gebäude seiner Bestimmung übergeben. Es enthielt damals sieben Klassenräume rings um die Eingangshalle, einen Schulsaal sowie Bücher- und Lehrmittelräume im Nordflügel, ferner 6 Lehrerwohnungen, 1 Lehrerwitwenwohnung und 1 Schuldienerwohnung. Heute befindet sich nur noch eine Hausmeisterwohnung im Gebäude, alle übrigen Wohnungen wurden im Laufe der Zeit zu Schulräumen und polytechnischen Kabinetten umgebaut, oft nur Kompromißlösungen, die mit einem modernen Schulbetrieb nicht immer ganz vereinbar sind. Auch die innere Balkenlage und die schweren Lehmstakendecken sind im Laufe der 180 Jahre stark reparaturbedürftig geworden. Aber für das Äußere der Schule, die seit 1949 den Namen „Fontaneschule“ trägt, gilt auch heute noch bedingt das Wort des Historikers Bratring (um 1800): „Wenig Provinzialstädte in Deutschland dürften ein ähnliches, geschmackvolles Schulgebäude aufzuweisen haben.“

5. Die Neuruppiner „Pension“

„Es war beschlossen, mich auf das Ruppiner Gymnasium zu bringen; dort hatten wir noch Anhang und gute Freunde, die mich, vor allem das Predigerhaus, in das ich in Pension kam, in Obhut nehmen sollten.“
„... ein Prediger-, ja genauer genommen sogar... ein Superintendenten-

haus.²⁷ Der Geistliche und Superintendent des reformierten Bekenntnisses Johann Lebrecht Bientz hatte Theodor und seine Geschwister in der Ruppiner Zeit getauft, seine Frau war Taufpatin beim 4. Fontane-Kind wenige Monate vor der Abreise nach Swinemünde gewesen, und die freundschaftliche Verbindung der beiden Familien hinüber und herüber war erhalten geblieben. So gab die Familie Bientz dem 12-jährigen Neuruppiner Gymnasiasten für anderthalb Jahre ein zweites Zuhause und auch wohl so manche schulische Hilfe, denn der Herr Superintendent, seit 1817 „Königlicher Compratonats-Commissario bei dem hiesigen Gymnasio“ war ein sehr gelehrter und wegen seiner methodischen Begabung geschätzter Mann. Wenn „die Stelle des mathematischen Lehrers in Prima nicht besetzt werden konnte, so übernahm Bientz diesen Unterrichtsgegenstand und ertheilte die betreffenden Lehrstunden“ zum „vollen Beifall der Behörden.“²⁸ — Das geräumige Haus der damaligen reformierten Superintendentur (jetzt Virchowstraße 13) wird heute noch als Pfarrhaus, als Küsterei und kirchliches Rentamt genutzt. Es hat sich bis auf die heutige Zeit fast unverändert als typisches Beispiel des frühklassizistischen Hausbaustils erhalten, dem ebenfalls Brasch als Grundrißgestalter und Berson als Fassadenzeichner das unverwechselbare Gepräge gaben.

6. Das „Predigerwitwenhaus“

Die Mutter „war nicht gern von dieser Stelle (Neuruppin) weggegangen und ist als eine Frau von über Fünfzig, äußerlich getrennt von ihrem Manne, dahin zurückgekehrt, um dort, wo sie jung und eine kurze Zeit lang auch glücklich gewesen war, zu sterben.“ Diese Übersiedelung mit dem „Nesthäkchen“, der jüngeren Tochter Elise, nach Neuruppin erfolgte im Jahre 1847. Man fand eine Wohnung in dem Obergeschoß des Hauses Nr. 431 (Fischbänkenstraße Nr. 8) am Neuen Markt in dem sogenannten „Predigerwitwenhaus“.

In diesem Fachwerkhaus mit seinen charakteristischen Mansardgiebeln hatte auch schon die Mutter Karl Friedrich Schinkels mit ihren drei Kindern gewohnt, als sie durch die Brandkatastrophe unmittelbar all ihr Hab und Gut in dem zerstörten Pfarrhause und mittelbar infolge Rauchvergiftung ihren Mann, den geistlichen Inspektor Schinkel, verloren hatte. In diesem Hause, von dem aus der junge Schinkel den großzügigen Wiederaufbau der Stadt (der bestimmend für seine Berufswahl wurde) miterlebte, sollte nun 60 Jahre später der zweite große Sohn der Stadt, Theodor Fontane, aus- und eingehen. Seine inzwischen gegründete Familie weilte des öfteren in Neuruppin, und umgekehrt fanden Besuche der Mutter und Schwester in der Berliner Fontaneschen Wohnung statt. Zu Weihnachten 1855, als Theodor als Korrespondent in England tätig war und seine Frau mit dem 4jährigen Söhnchen wieder einmal von Berlin aus bei der Schwiegermutter zu Gast weilte, flatterte ein kleines Gedicht nach Neuruppin:

„Ich seh im Geist ein rumpliges Haus
Und eine rumplige Stube,
Drei Frauen gehen ein und aus,

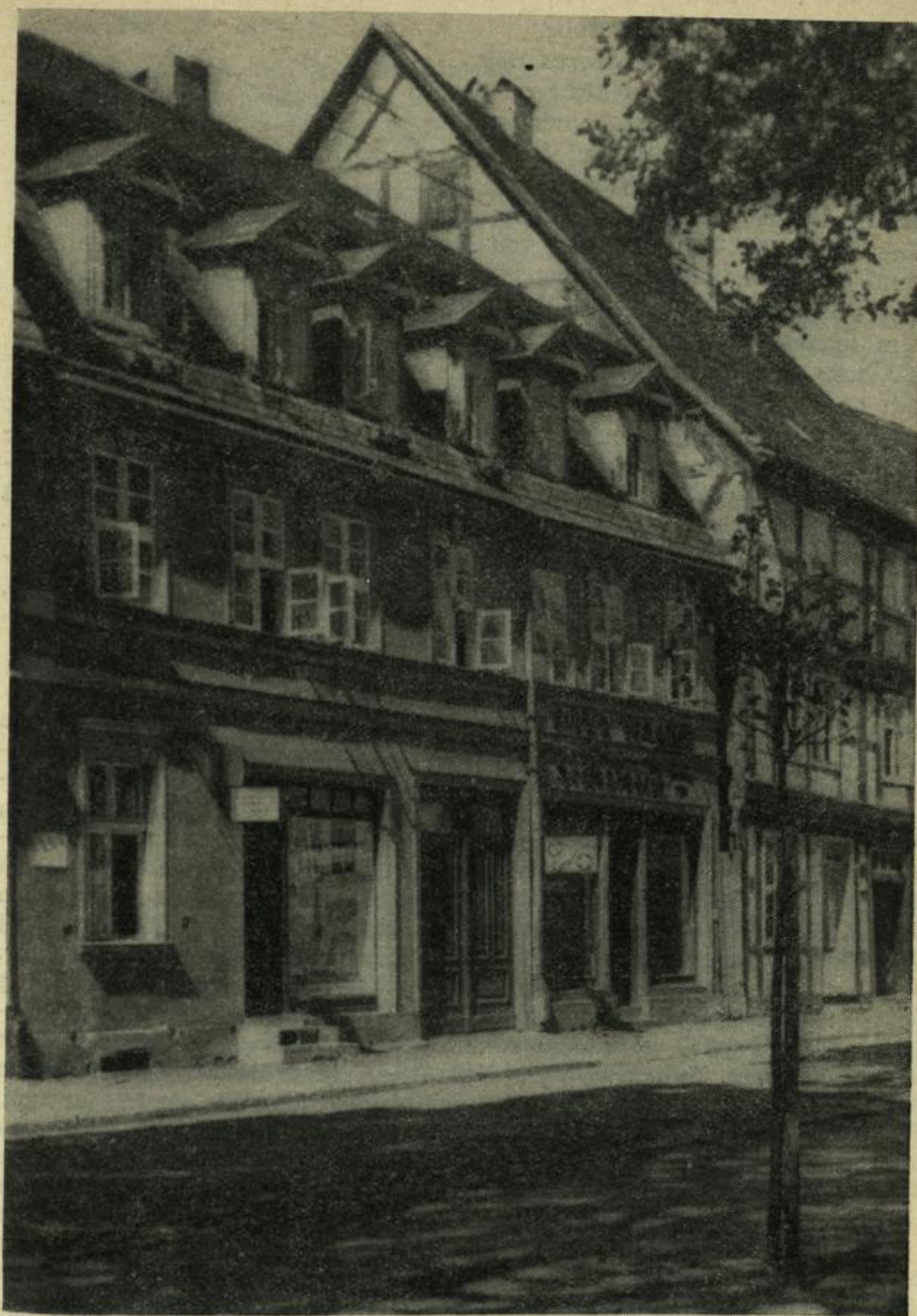


Abb. 3
Das Predigerwitwenhaus.

Und der vierte ist mein Bube.
 Die ältere Frau hat schwarzes Haar,
 Und die jüngere hat es nicht minder.
 Das macht, es ist, wie's immer war,
 Es ähneln sich Mutter und Kinder.
 Die Dritte sieht ihren Knaben an
 Unter Lachen und unter Weinen,
 Die denkt: Ich hab' eine Art von Mann
 Und hab' auch wieder keinen.
 Der Junge spielt und fährt über See,
 Um seinen Vater zu suchen.
 Er ruft: Lieb Mutter mein, ade,
 Ich hole den Butterkuchen.³⁰

Als Theodor Fontane 1859 endgültig aus England nach Berlin zurückkehrte, weilte auch er des öfteren bei Mutter und Schwester in Neuruppin, besonders in der Zeit, als er an dem Band „Die Grafschaft Ruppin“, dem 1. Band seiner „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“, arbeitete. Auch fremde Gäste sah das Haus in der Fischbänkenstraße, wie Fanny Lewald und Fontanes Dichterefreund Paul Heyse, der auch hier Stoff zu seinen Romanen und Novellen suchte.³¹

7. Das Sterbehaus der Mutter

In den letzten Jahren ihres Lebens verzog „Madame Fontane“, wie sie allgemein genannt wurde, aus dem alten Fachwerkhaus, das den Stadtbrand überdauert hatte, in ein kleines moderneres in dem wiederaufgebauten Stadtgebiet, in das Haus Nr. 256 (jetzt Karl-Marx-Straße 7), wieder in die Nähe des Rheinsberger Tores, schräg gegenüber der Interimswohnung von 1826/27. Es wurde ihr Sterbehaus, dort schloß sie am 13. Dezember 1869 ihre Augen für immer. Sie wurde nach einem wahrlich nicht leichten Leben am 16. Dezember auf dem Alten Friedhof am Wall zur letzten Ruhe gebettet. In seinem Tagebuch³² schreibt der Dichter: „Am 13. Dezember starb meine liebe, alte Mama; den dritten Tag begruben wir sie bei stürmischem Wetter auf dem schönen *alten* Friedhof an der Stelle, wo sie zu ruhen gewünscht hatte. Die ganze Stadt nahm an dem Tode der alten Frau theil, und die schönsten Kränze und Guirlanden wurden ihr mit ins Grab gegeben. Wie sie friedensvoll, *erlöst* im Sarge lag – dies Bild von ihr wird mir bleiben.“ Mathilde von Rohr teilte Fontane mit: „Am Donnerstag haben wir dann unsre gute Mama auf dem alten Ruppiner Kirchhof – Kaufmann Gentz hatte uns ein Stück Erde abgetreten – an einer schönen, baumbepflanzten Stelle zur letzten Ruhe bestattet. Die ganze Stadt war voll Theilnahme, was uns wieder einmal zeigte, daß ein ordentliches, ehrliches, anständiges Leben, voll Strenge gegen sich selbst und voll Güte gegen die Mitmenschen, immer noch eine Würdigung findet. Der Sarg war mit Kreuzen und Kränzen überdeckt.“³³ Welch tiefe Liebe, Verehrung und Humanität spricht aus diesem Nachruf Theodor Fontanes!

8. Das Grab der Mutter

„Verfallene Hügel, die Schwalben ziehn,
Vorüber schlängelt sich der Rhin.
Über weiße Steine, zerbröckelt all,
Blickt der alte Ruppiner Wall.
Die Buchen stehn, die Eichen rauschen,
Die Gräberbüsche Zwiesprach tauschen,
Und Haferfelder weit auf und ab —
Da ist meiner Mutter Grab.“³⁴

„Um die Stadt her, zwischen dem Rheinsberger und dem Tempeltor, zieht sich der ... Wall, ein Überrest mittelalterlicher Befestigungen, jetzt eine mit alten Eichen und jungem Nachwuchs dicht bestandene Promenade der Ruppiner.“³⁵ Und in Fortsetzung dieses aus dem 14. Jahrhundert stammenden Wall- und Graben-Systems war statt der 4 Friedhöfe, die es vor dem Stadtbrand *innerhalb* der Mauern gab, nun *außerhalb* im Jahre 1795 ein Friedhof angelegt worden. 1814 mußte er bereits nach Norden hin vergrößert werden, 1831 ein zweites mal nach Nordwesten. Ursprünglich war er von Birkenreihen umschlossen, seit 1816 von einer Mauer, deren großformatige Ziegel aus abgetragenen Klostergebäuden stammten. Auf diesem Stückchen Erde, das Theodor in dem Kapitel „Am Wall“ so poetisch verklärte (Wie still, wie schön! Du „Park am Wall“, welche beneidenswerte Stätte, darauf zu ruhen;), wollte die Mutter, obwohl seit Jahren schon an der Wittstocker Allee ein „neuer“ Friedhof eingerichtet war, begraben sein. Hier ruhte sie neben Angehörigen der Familie Gentz, die auch im Leben die Nachbarn ihrer Löwen-Apotheke waren und denen ihr Sohn später den Nachruf (auf einer Metallplatte an der Begräbnisstätte) widmete: „Ungunst und Wechsel der Zeiten zerstörte, was wir geschaffen. Die wir im Leben gekämpft, ruhen im Tode hier aus.“³⁶ Hier waren auch die befreundeten Bilderbogen-Kühns in zwei Generationen und die Schwester Schinkels begraben. Auch „Michel Protz“, gestorben im Dezember 1855, fehlte nicht in dem Kreis derer, deren Leben und Wirken, deren Charakter der Dichter in seiner „Grafschaft Ruppin“ später liebevoll oder kritisch zeichnete. Auch Prof. Wiese, Schöpfer des Fontane-Denkmal, ruht seit 1925 hier. — Ein schönes schmiedeeisernes Gitter umgibt den mit einer Steineinfassung versehenen Grabhügel der Mutter (in dem auch 1923 die Asche ihrer Tochter Elise, verheiratete Weber, beigesetzt ist). Auf schlichter Sandsteinplatte sind die Lebensdaten von „Emilie Fontane geb. Labry“ verzeichnet. Liebevoll haben seit Jahren Mitglieder des Kulturbundes und eine Klasse der Fontaneschule (Erweiterte Oberschule) das Grab dieser lebensklugen Mutter gepflegt, die ihren Sohn lehrte, seiner vom Vater geerbten Phantasie zielstrebige Richtung zu geben. In jüngster Zeit wurde eine Verlegung des Grabes in Erwägung gezogen; denn dem Bau einer im Norden der Stadt dringend benötigten Schule auf einem Teil des Alten Friedhofs 1968/70 soll nun die Errichtung einer Kindergarten-Kinderkrippen-Kombination auf einem Teil des Restes folgen. Erst dem Einspruch des Verfassers dieses Artikels

(Kreisvertrauensmann für Denkmalpflege), dem sich der Leiter des Fontane-Archivs und die Direktorin des Neuruppiner Heimatmuseums sowie höhere Dienststellen — u. a. die Generaldirektorin der Deutschen Staatsbibliothek, Berlin — anschlossen, ist es zuzuschreiben, daß der Neubau so angelegt wird, daß das Grab unberührt bleibt und später in eine Gedenkanlage einbezogen werden kann.

9. Fontane-Straße

Dem Kaufmann Alexander Gentz, dem Mitschöpfer des Neuruppiner Tempelgartens und Freund Fontanes, gehörte nördlich dieses Gartens eine große Baumschule. Ehemals führte der „Bechliner Mühlenweg“ hart am Tempelgarten vorbei. Gentz verlegte den Fahrweg — eigenes Gartenland opfernd — in die Richtung der heutigen Heinrich-Heine-Straße, um Platz für schöne Anlagen am Tempelgarten zu gewinnen. Nach dem Konkurs des Gentzschen Geschäfts 1880 kam die Baumschule in den Besitz des Kreises. Sie wurde 1903 aufgegeben und für die Bebauung zur Verfügung gestellt. Eine der schönen, stillen Straßen, rechtwinklig abzweigend von der Heinrich-Heine-Straße (in der der Sohn Friedrich Fontane seinen Lebensabend verbrachte), ganz dem Dichter wesensgemäß abseits vom lauten Verkehr, eingebettet in grüne Gärten und überaus von winddurchwehten Wipfeln, trägt seit dem Jahre 1904 den ehrennden Namen *Fontanestraße*.

10. Fontane-Denkmal

Zu seinem 70. Geburtstag 1889 erhielt Theodor Fontane von seinem Jugendfreund Paul Heyse ein Gedicht mit dem klingenden Titel „Das Fontane-Denkmal“:

Nimmt Dir einst den Wanderstab
Der Wirt „zur stillen Einkehr“ ab,
Gib acht, nicht bleibt's bei müßigem Trauern:
Nicht viele Jahre fürwahr wird's dauern,
Da werden die Enkel in Neu-Ruppin —
Nicht doch! — gleich mitten im alten Berlin
Ein schmuckes *Standbild* Dir errichten,
Reliefs am Sockel aus Deinen Gedichten.
Treffliche Reden werden erschallen
Und dicht umschart die Hülle fallen
Unter Musik und Vivatgeschrei.
Unsichtbar bist Du auch dabei
Und blickst hernieder aus Sternenhöhn.
Ich höre Dich sprechen: „Wunderschön!
Ein herrliches Kunstwerk! Doch verzeiht —
Mir fehlt der Sinn für Feierlichkeit!“

Glücklicherweise kam es nach 18 Jahren, als man wirklich dem inzwischen verstorbenen großen Romancier und „Dichter der Mark“ ein Denkmal setzte, anders, als Paul Heyse es hier mit leichtem Spott vorausgesagt hatte. Nicht im Zentrum Berlins an einer staubigen Asphaltstraße wurde ihm das erste Erinnerungsmal errichtet, sondern in seiner

wald- und seenreichen Geburtsstadt, tief eingebettet in das Grün einer alten Promenade — ohne allegorische Figuren oder „Reliefs am Sockel aus Deinen Gedichten“ — zeigt ein Monument aus Stein und Bronze den „märkischen Wandersmann“ Theodor Fontane, wie er von langer Wanderung durch märkischen Sand auf einer Steinbank ausruht, den Blick sinnend in seine „Grafschaft Ruppin“, in seine geliebte Mark gerichtet, bereit, die Eindrücke und Erlebnisse in seinem Notizbuch festzuhalten. Am 8. Juni 1907 wurde das von Professor Max Wiese Künstlerhand geschaffene Fontane-Denkmal in Neuruppin enthüllt. Über die Vorarbeiten sei folgendes berichtet: Schon 1 Jahr nach dem Tode des Dichters konstituierte sich am 18. November 1899 ein Denkmalausschuß unter dem Vorsitz des Landesdirektors der Provinz Brandenburg, Freiherrn von Manteuffel. Stellvertreter war Prof. Dr. Erich Schmidt von der Berliner Universität. Unter den Beisitzern sind zu nennen der Landrat des Kreises Ruppin, von dem Knesebeck, und der Erste Bürgermeister von Neuruppin, Warzecha. Mit einem gedruckten Aufruf des Ausschusses zur „Errichtung eines Denkmals für Theodor Fontane“ wandte man sich, mit der Bitte um Spenden, an die Öffentlichkeit.³⁷ Wie es kam, daß Prof. Max Wiese den Auftrag zur Schaffung des Denkmals erhielt, berichtet er in seinen Lebenserinnerungen³⁸: In Danzig 1846 geboren, kam er nach frühem Tod des Vaters nach Neuruppin, der Heimatstadt der Mutter. Dort besuchte er von 1856–64 die Vorschule und das Gymnasium. 1883 schuf er das Neuruppiner Schinkeldenkmal. Dann war er von 1884 bis 1905 Lehrer, Professor und Direktor der Hanauer Fachschule für Edelmetallindustrie, danach als freischaffender Künstler in Berlin ansässig. Bei einem Besuch seiner alten Heimatstadt fand er das Schinkeldenkmal und die Umgebung in einem sehr desolaten Zustand vor. Er erbot sich dem Magistrat gegenüber, das Denkmal unentgeltlich zu säubern. Bei diesen Restaurierungsarbeiten erkannte ihn ein alter Schulfreund, der Pfarrer und Heimatforscher Bittkau. Er mobilisierte andere alte Schulkameraden, die inzwischen als Magistratsangehörige oder Stadtverordnete zu Einfluß gelangt waren. Man beauftragte Prof. Wiese, in Berlin nach der Höhe des Fontane-Denkmalfonds zu forschen und die Denkmalangelegenheit in Fluß zu bringen. Er erhielt die Auskunft, daß das gesammelte Kapital sich durch Zinsen auf 14.500 Mark erhöht hätte, daß aber dafür nichts zu machen sei. „Ich erbot mich, für diesen Preis ein Denkmal zu beschaffen und einen Entwurf kostenlos zu liefern. Sofort ging ich an die Arbeit. Ich setzte mich mit den Verwandten Theodor Fontanes in Verbindung, ... erhielt eine Reihe Photographien, die Verwandten schilderten mir Sitten und Gewohnheiten des Darzustellenden. Diese ließen in mir ein so klares Bild des längst Verstorbenen, den ich nie persönlich gekannt hatte, entstehen.“ In vier Wochen wurde das kleine Hilfsmodell geschaffen und dann der Denkmalskommission vorgeführt, die es einstimmig genehmigte und Prof. Wiese den Auftrag zur Ausführung erteilte. In einem idyllisch in einem großen Park am Lietzen-See gelegenen Glaspavillon, von einem Freund zur Verfügung gestellt, konnte dann Wiese aus 50 Zentnern Ton das Modell in Originalgröße

herstellen. Mitte Dezember 1906 war es vollendet. Dann begann das Fertigstellen des großen Gipsmodells. Am 9. Januar 1907 konnte es Prof. Wiese der Öffentlichkeit vorstellen und fand viele anerkennende Worte bei den Besuchern und in der Presse. In Lauchhammer wurden dann die Bronzeteile gegossen und Mitte Mai nach Neuruppin gebracht. Zur Erhöhung der Anlage in Neuruppin mußten 400 Wagen mit Erde angefahren werden, und granitne Findlinge aus der Umgebung wurden laut verschiedenen Meldungen in der „Märkischen Zeitung“³⁹ für den steinernen Unterbau des Denkmals gestiftet und behauen.

Am 4. Mai gab der Erste Bürgermeister Warzecha in einer Versammlung, zu der eine Reihe kulturinteressierter Bürger sowie Vorstandsmitglieder der Vereine und Innungen seitens des Magistrats eingeladen waren, bekannt, daß der Einweihungstermin vom 25. 5. auf den 8. 6. verschoben werden mußte, da der Festredner Prof. Erich Schmidt am 25. 5. verhindert wäre. In dieser Versammlung wurde dann die Festfolge genau festgelegt, desgl. die Ausschmückung des Einweihungsplatzes und der ganzen Stadt. Gegenüber dem Denkmal sollte eine Tribüne für die Anverwandten Fontanes und für die Ehrengäste errichtet werden, daneben Podien für die Sänger. Der übrige freie Platz von etwa 2.600 qm könnte 5.000 Personen aufnehmen. Nach der Feier war ein Festessen für geladene Gäste und am Abend eine volkstümliche Fontane-Ehrung für alle Bürger in dem großen Zierschen Gartenlokal vorgesehen. — In der Ortspresse, der „Märkischen Zeitung“, mehrten sich, teils durch amtliche Bekanntmachungen, teils durch kurze Notizen unter „Ortsneuigkeiten“, teils durch Fontane-Aphorismen, Fontane-Briefe, Fontane-Anekdoten die Hinweise auf den Festtag und die Enthüllung des Denkmals, den 8. Juni.

„Ein Grüß dich, grüß dich Gott, mein lieber Alter!
Schmeckt dir die Rast nach langer Wandermüh’?

Laß stecken Taschenbuch und Federhalter —
Das Schreibwerk kommt noch immer viel zu früh.

Du brachst nicht in Erschlaffung elend nieder,
Im Endspurt ausgepumpt von gier’ger Hast,
Zum Sterben strecktest du die graden Glieder
So wie ein Wanderer zu froher Rast.

Dich konnte nie der lange Weg verdrießen,
Führt’ er auch knöcheltief durch märk’schen Sand,
Aus Schau’n und Sinnen wuchs dir dein Genießen,
Den müden Ekel hast du nie gekannt...

Und wie dein Dichteraug’ in dunklen Tiefen
Des Menschen-Herzens fand, was echt und stark,
So wiesest du den Sinnen, die noch schliefen,
Die stille Schönheit deiner heim’schen Mark.

Hier ist dein Steinbild prächtig aufgehoben
In freier Rundschau über Wald und See.
Ganz ernsthaft darfst du deine Gönner loben,
Die es entrückt dem Tintenstrom der Spree.

Denn Phrasendonner, Prunkgebläh' der Fahnen
Stünd' deines Wesens Schlichtheit übel an —
So kennen wir, so lieben wir Fontanen —
Den Sinnenden, den frohen Wandersmann.“

So gibt der Dichter Ernst von Wolzogen am Enthüllungstage seinen Eindruck über das Neuruppiner Denkmal in einem Grußgedicht an Theodor Fontane wieder.

Und fontanisch-schlicht wie das neugeschaffene Erinnerungsmal war auch glücklicherweise — von einigen Stilwidrigkeiten wie Frackzwang für Ehrengäste abgesehen — die Enthüllungsfeier. An diesem heiteren Frühlingssonntage waren sie alle nach Neuruppin geströmt, all die märkischen Familien, deren Geschichte und Schicksale uns Fontane in seinen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ nahegebracht hat. Aus seinem Berliner Kreise waren zahlreiche Vertreter der Berliner Schriftstellerwelt, des Vereins der Berliner Presse, des Vereins für die Geschichte Berlins, Mitglieder der französischen Kolonie, der Brandenburgia, des Fontane-Klubs mit einem Sonderzug erschienen. Der Verein ehemaliger Neuruppiner Gymnasiasten hatte ebenfalls zur Teilnahme aufgerufen. Die offizielle Einladung an die Minister und an die Spitzen der Provinzial- und Bezirksbehörden war vom Hauptausschuß ausgegangen. Der Oberpräsident der Provinz Brandenburg, der Regierungspräsident des Bezirks Potsdam und der Landesdirektor Freiherr von Manteuffel, der Vorsitzende des Denkmalausschusses, sowie der Berliner Bürgermeister Dr. Reicke waren unter den Ehrengästen. Neben ihnen sah man auf der Tribüne Fontanesche Gesichter, die dort in der Stufenfolge dreier Generationen die Familie Fontane vertraten: seine 70jährige Schwester Elise (Weber), der dem Vater verblüffend ähnliche Sohn Theodor und ein Enkel (der Buchverleger Friedrich Fontane war verhindert). Die Sonne schien strahlend über eine vielköpfige Festgemeinde. Nach dem Aufmarsche der Schulen und der Vereine und dem Läuten der Glocken begann gegen 12 Uhr die Regimentskapelle mit einem Choral, der Gymnasialchor sang dann eine Motette. Den Willkommensgruß entbot der Vorsitzende des Denkmalsausschusses, den Prolog sprach dann Berlins dichterisch begabter Bürgermeister Dr. Reicke, der in wohlklingenden Versen die Schöpfungen Fontanes pries (gekürzt):

„Der entsprossen dieser Erden, treuestem Sohn der alten Mark,
Soll am Ort ein Denkmal werden, der einst seine Wiege barg.
Zwar, er braucht nicht Stein und Eisen, daß sein Name bleibe kund,
Sich als lebend zu beweisen, sorgt er selbst von Mund zu Mund.
Was er wandernd durch die Lande, Havellande, *seine* Mark,
Sah und sang vom heim'schen Sande, macht noch Enkel stolz und stark.
Was in sanft bewegtem Kreise durch Frau Effis Leben zieht,
Mildes Lächeln, jugendweise, tönt wie *unser* heimlich Lied.
Ernstes Werk — doch heit're Mienen, die die Liebe leuchten läßt,
Einem *Lebenden* zu dienen, heißt uns dieses Totenfest!
Darum laßt die Hülle fallen, denn sein Bild gehört der *Welt!*
Teure Züge leuchten allen, die sie selbst so oft erhellt.“

Die Umhüllung des Denkmals fiel, und der damals berühmte Literaturhistoriker der Berliner Universität, Prof. Dr. Erich Schmidt, entwarf in seiner Festrede in scharfer Gedankenprägung das Persönlichkeitsbild Fontanes. Zwar würdigte auch er zunächst wie seine Vorredner, von der Thematik des Denkmals ausgehend, des Dichters Bedeutung für die Mark und die wertvollen Impulse, die ihm diese Landschaft gab, aber er blieb bei dieser *einen* Seite des Schaffens Fontanes nicht stehen, sondern entwickelte ein umfassendes Bild seiner All-Persönlichkeit. Er zeigte auf, wie Fontane sich allmählich von historischen zu rein menschlichen Vorgängen wandte. Reifste Früchte seines dichterischen Schaffens gab ihm erst der Lebensherbst, das Wunder abendlicher Schöpferkraft. Er schilderte dann den edlen Menschen Fontane, der durch ein Leben gehen mußte, reich an Kampf, an Wellentälern, aber auch an freudebringenden Wellenhöhen. „Uneingerostet in seinen geistigen Gelenken, vielmehr neubeschwingt, nahm Fontane keinen Schmallwinkel ein, sondern empfand es mit stillem Herzensdank, daß ihn ein junges ... Geschlecht ... auf den Hochsitz des Ruhms hob“⁴⁰, ihn, der vor allem im Alter zukunftsweisend sich für den wahren Fortschritt in der Welt einsetzte. Sein Nachruf auf den alten Stechlin kann auch für ihn gelten: Er war das Beste, was ein Mensch sein kann, ein Mann und ein Kind zugleich.

Erster Bürgermeister Warzecha übernahm dann mit Dankesworten das Monument in die Obhut der Stadt. Ein Festgedicht eines ehemaligen Neuruppiners, Emil Möbis, vertont von Seminar-Musikdirektor Seidel und gesungen vom Seminarchor, beschloß die würdige Feier. — Festessen mit vielen Reden in fontanischem Geist und eine abendliche Feierstunde ließen den Tag ausklingen. Die „Märkische Zeitung“ hatte eine Festbeilage zusammengestellt und ein damals sehr bekannter Heimatforscher Karl Lücke-Berlin im „Stadtgarten“ eine sehenswerte Fontane-Ausstellung aufgebaut. Die Festbeilage enthielt einen für diesen Tag sinnbezogenen Brief Fontanes an seinen Neuruppiner Bekannten A. Gentz (1873). Damals sollte in Neuruppin ein Kriegerdenkmal errichtet werden. Fontane warnt: „Hüten Sie sich vor der Hauptstadt, diese schafft nur Doubletten bis ins Unendliche; immer wieder Siemeringsfries, immer wieder der Rauchsche Löwe auf dem Grabe Scharnhorsts, immer wieder eine Viktoria oder ein Friedensengel mit Palmen oder eine Hoffnung mit der Lotosblume. Alles in Dutzend oder Gros...“ Das Neuruppiner Fontane-Denkmal kann glücklicherweise nicht zu dieser Kategorie gerechnet werden „mit Glaube, Liebe, Hoffnung an den Ecken“, die Fontane mit beißender Ironie geißelte.

11. Fontanezimmer im Heimatmuseum

Als im Jahre 1954 das ehemalige „Kreis-Zieten-Museum“ aus seinen beengten Räumen im Tempelgarten in eins der schönsten frühklassizistischen Gebäude August-Bebel-Straße 14/15 mit hohen, hellen, weiträumigen Zimmern umwechselte, wurde auf Initiative des damaligen ehrenamtlichen Leiters des neuen „Heimatmuseums“, Dr. Hirsch, und des Vorsitzenden des Museumsbeirats (Verfasser dieses Artikels) ein Fontane-

Gedenkraum eingerichtet. Leider war von dem dinglichen Nachlaß des Dichters, der nach dem Tode Friedrich Fontanes von dem Fontane-Enkel Peter 1941 an Stadt und Kreis verkauft worden war, infolge Kriegseinwirkungen nur die große Standuhr aus Fontanes Arbeitszimmer als Originalstück vorhanden. Ein alter Apothekenschrank aus der Löwen-Apotheke mit Apotheken-Gefäßen und (nichtfontanische) Möbel und Kleinmöbel aus der Zeit mußten Ersatz für Originale geben. Familienbilder, Fontaneschriften usw. und der „Odinswagen“⁴¹ ergänzten die Ausstattung des Raumes, der 1964 von der sehr tatkräftigen hauptamtlichen Leiterin (jetzt Direktor) Frau Lisa Riedel wesentlich umgestaltet und aussagekräftiger gemacht wurde. Da von ihr ein besonderer Artikel über diesen Fontaneraum für die „Fontane-Blätter“ geschrieben wird, sei dem hier nicht vorgegriffen. Nur eine Richtigstellung gestatte man auf Grund der Neuruppiner Kirchenbücher: Im Fontane-Raum ist eine Fotokopie der handschriftlich angefertigten 1. Seite der Selbstbiographie Fontanes ausgestellt. Er schreibt: „Der Bilderbogen-Gustav Kühn und der Maler Wilhelm Gentz waren meine Spielgenossen. Unsere Häuser grenzten miteinander.“ Hier irrt Fontane! Der „Bilderbogen-Gustav Kühn“ war zur Zeit der Geburt Theodors bereits 25 Jahre alt. Gemeint ist dessen *Sohn* und späterer Geschäftsnachfolger Theodor *Bernhard Kühn*, geboren Februar 1819.

12. Fontane-Renaissance

Daß die Fontane-Renaissance nicht an Neuruppin vorüberging, daß die Bedeutung dieses fortschrittlichen kritischen Realisten gerade für unsere Zeit mehr und mehr erfaßt und die Kenntnis seiner Werke und das Wissen um sein Wirken in fortschreitendem Maße Allgemeingut eines Teils der Bevölkerung wurde, dafür sorgten nach 1945 „Wanderungen auf Fontanes Spuren“, festliche Ausgestaltungen der Feiern zur Verleihung des „Theodor-Fontane-Preises für Kunst und Literatur“ des Rates des Bezirkes Potsdam, gehaltvolle Vorträge, Farblichtbildervorträge „Mit Fontane durch die Grafschaft Ruppin“⁴² sowie eine Sonderausstellung „Theodor Fontanes Beziehungen zur Grafschaft Ruppin“ im Heimatmuseum. — Die Neuruppiner Verkaufsstelle des Volksbuchhandels trägt seit Jahren den verpflichtenden Namen „Fontane-Buchhandlung“. Der Betriebsteil des Kombinats Kraftverkehr ehrt den Dichter durch große Lettern „Fontane-Stadt Neuruppin“ an Kraftomnibussen, und bei einem Wettbewerb zur Namensfindung für ein Neuruppiner Fahrgastschiff sprach sich eine überwältigende Mehrheit der Einsender für „Theodor Fontane“ aus. Ein gut geleitete Gärtnerische Produktionsgenossenschaft nennt sich „Theodor Fontane“, und beim Neuruppiner Postamt gab sich eine Brigade den Namen des Schriftstellers, desgleichen in den Volkseigenen Betrieben „Elektro-Physikalische Werkstätten“ und „Feuerlöschgerätewerk“ (im Aufbau). Über ihrer aller Bemühen steht Fontanes Wort „... für das Neue aber sollen wir recht eigentlich leben!“

Anmerkungen

- 1 Fontane, *Meine Kinderjahre*, Autobiographischer Roman, Erstes Kapitel
- 2 Fontane, *Meine Kinderjahre*, Autobiographischer Roman, Zweites Kapitel

- 3 Paul Meyer, Neuruppiner Bürgerlisten 1559–1711, Veröffentlichungen des Historischen Vereins der Grafschaft Ruppין Nr. 9, Neuruppין 1940, Kommissionsverlag Wilhelm Stein, S. 27
- 4–6 Grundbuch von Neuruppין, Bd. 13, Bl. Nr. 402, Staatsarchiv Potsdam
- 7–10 Fontane, Meine Kinderjahre, Zweites Kapitel
- 11 Grundbuch von Neuruppין, Bd. 13, Bl. Nr. 402, Staatsarchiv Potsdam
- 12 Georg Peter, Fontane-Häuser in Neuruppין, „Märkische Volksstimme“ Ausgabe Kreis Neuruppין vom 31. 3. 1963
- 13 Taufakten der Reformierten Gemeinde in Neuruppין, Küsterei Neuruppין
- 14/15 Grundakten von Neuruppין. Ur II Fol. 420, Liegenschaftsdienst Neuruppין
- 16 Rudolf Bellin, Der Werdegang des Baumeisters C. L. Engel, „Märkische Volksstimme“, Ausgabe Kreis Neuruppין 31. 7. 1970
- 17 Ferdinand Heydemann, Die neuere Geschichte der Stadt Neuruppין, Neuruppין 1863, Verlag R. Petrenz, S. 30 – In Preußen wurde die Union 1817 verkündet
- 18 Fontane, Meine Kinderjahre, Zweites Kapitel
- 19 Georg Peter (s. Anmerkung 12)
- 20–23 Fontane, Meine Kinderjahre, Zweites Kapitel
- 24 Fontane, Wanderungen durch die Mark Brandenburg, Tl. I Grafschaft Ruppין, Kapitel 12
- 25 Hermann Elß, Geschichte des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums zu Neuruppין, Neuruppין 1939, S. 50
- 26 Deutsches Zentralarchiv (Geh. Ministerial-Archiv) Merseburg, Tit.: CLXIV Stadt Neuruppין, Nr. 10, Vol. 1–5, „Acta, das Retablisement der durch eine entstandene Feuersbrunst verunglückten Stadt Neu Ruppין“, 1787 ff.
- 27 Fontane, Meine Kinderjahre, 18. Kapitel
- 28 Ferdinand Heydemann (s. Nr. 17) S. 321
- 29 Fontane, Meine Kinderjahre, 18. Kapitel
- 30 Gedicht entnommen dem Artikel s. Nr. 12
- 31 Dem Verfasser als mündliche Überlieferung in einer alten Ruppiner Familie mitgeteilt von Frau Donat-Pacius: Heÿse hat für „Der Roman der Stiftsdame“ Material im St. Georgs-Stift in Neuruppין gesammelt. – Siehe auch: Fritz Moebis, Paul Heyses „Roman der Stiftsdame“ und Neuruppין. Neuruppiner Zeitung, Jahrgang 3 vom 12. Mai 1962. – Fritz Moebis bezieht sich hier auf 2 Briefe von Eliese Weber-Fontane an seinen Onkel Emil Moebis-Hamburg vom 14. 11. 1919 und 20. 3. 1921 (Originale im Heimatmuseum Neuruppין)
- 32 Fontane, Tagebuch, Fontane-Archiv Potsdam
- 33 Charlotte Jolles, Theodor Fontane. Briefe 3. Briefe an Mathilde v. Rohr. Berlin, Propyläen-Verlag 1971, S. 87
- 34 Fontane, Gedicht „Meine Gräber“, Strophe 2
- 35 Fontane, Wanderungen durch die Mark Brandenburg, Tl. I, Grafschaft Ruppין, Kapitel 13 „Am Wall“
- 36 Ebda, Kapitel „Gentzrode“, Abschnitt 4
- 37 Akte „Fontane-Denkmal in Neuruppין“ im Theodor-Fontane-Archiv in Potsdam, Nachricht vom Archiv-Leiter J. Schobeß am 19. 11. 1971
- 38 Max Wiese, Aus meinem Leben, Märkische Heimat, Beilage zur Märkischen Zeitung, 3. Jahrgang, Neuruppין, Juli 1930
- 39 Märkische Zeitung Neuruppין, Ortsnachrichten 1907 vom 14. 3., 18. 3., 22. 4., 23. 4., 30. 4. ff.
- 40 Erich Schmidt, Festrede bei der Enthüllung des Denkmals am 8. 6. 1907
- 41 Odins Wagen, s. „Wanderungen ... Grafschaft Ruppין“, Kapitel 13, und „Vor dem Sturm“, Kapitel XIII
- 42 „Fontane-Blätter“, Band 1, Heft 3, 1966, Aus der Arbeit des „Kreises der Freunde Theodor Fontanes“, S. 101

Theodor Fontane und der Revolutionär Max Dortu waren Regimentskameraden

Als Theodor Fontane 1843 in Leipzig seine Tätigkeit als Apotheker aufgab, um in die väterliche Apotheke in Letschin im Oderbruch zurückzukehren, machte er in Berlin Zwischenstation. Hier meldete er sich als Einjährig-Freiwilliger beim Kaiser Franz-Garde-Grenadier-Regiment, um sein Militärjahr, „das abzumachen höchste Zeit war“¹, abzuleisten. Am 1. April 1844 trat Fontane in dieses Regiment ein. Hans-Heinrich Reuter schreibt: „Eine spezifische Neigung war bei dieser Wahl mit im Spiele gewesen. In dem bereits früher erwähnten Lebenslauf aus dem Jahre 1874 hob Fontane hervor: ‚Das Regiment Franz war immer das literarische Regiment der Berliner Garnison.‘ Fontane war kein schlechter Soldat, soweit die rein militärische Seite des Dienstes in Betracht kam. Zeit seines Lebens galt sein historisches Interesse auch der Militärgeschichte, ja der Militärwissenschaft. Seine späteren Werke, angefangen von den ‚Wanderungen‘, enthalten zahlreiche gründliche und exakte Partien, insbesondere kritische Feldzugs- und Schlachtenanalysen.“²

Sicher, Fontanes Bücher über die Kriege 1864, 1866, 1870/71, an denen er als Kriegsberichterstatte teilnahm, waren ihm nicht, wie die „Wanderungen“ eine Herzenssache. Ihn trieben die Lust des Erlebens, des Schauens und der pekuniäre Anreiz der Schriftstellerei hinaus. Als wahrheitsgetreuer Chronist wollte er z. B. 1870 die Taten der deutschen Armeen der Nachwelt übermitteln. Aber Fontanes Kriegsbücher, wir beziehen hier auch die Erlebnisberichte „Kriegsgefangen“ und „Aus den Tagen der Okkupation“ ein, zeichnen sich durch das ehrliche Bemühen aus, dem Gegner, insbesondere dem französischen Volk und seinen nicht minder tapferen Soldaten, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Sie künden von der Reife des Schriftstellers.³ Fontane lehnte jeden Chauvinismus und Völkerhaß ab. Als er im hohen Alter zwei Bücher von Stieler und Pietschker über den Krieg 1870/71 las, schrieb er an Otto Neumann-Hofer: „Beide haben mich stellenweise durchaus interessiert, aber mich auch ebenso oft verstimmt, der eine durch seinen hochgradigen Borussismus, der andere durch ‚Deutschland, Deutschland über alles‘ – das eine wie das andere macht mich nervös. Darüber zu schreiben, war mir unmöglich.“⁴

Doch wir eilen unserem Thema voraus. Ein Bataillon der „Franzer“, das 1831 vorübergehend in Swinemünde stationiert war, hatte bereits das Interesse des Schülers Theodor Fontane gefunden, der bekanntlich in dieser Ostseestadt – hier besaß der Vater die Adler-Apotheke – seine glücklichsten Jugendjahre verlebte. Der Knabe versuchte vergeblich, den ihm unverständlichen gelben Namenszug auf den roten Schulterklappen der Mannschaften zu enträtseln.⁵

Fontanes Kompanie-Leutnant war sein späterer Duzfreund Bernhard von Lepel (1818–1885)⁶, der ihn im Mai 1844 in den literarischen Berliner

Sonntagsverein „Tunnel über der Spree“ einführte, dessen Mitgliedschaft er am 29. September d. J. als „Lafontaine“ erwarb. Bataillonskommandeur Fontanes war Major Wilhelm von Wnuck (1788–1863), der an den Schlachten von Großgörschen und Leipzig 1813 teilgenommen hatte. Major von Wnuck und der Regimentskommandeur Oberst Ferdinand von Hirschfeld (1792–1863) genehmigten 1844 die vierzehntägige Englandreise Theodor Fontanes (Manuskript der Reiseaufzeichnungen im Fontane-Archiv), die er mit seinem Jugendfreunde Hermann Scherz aus Krenzlin bei Neuruppin auf dessen Kosten durchführte und zwar in einer „Militär-Kommißhose mit der roten Bise daran“.⁷

Fontane gibt uns den Hinweis, daß der Vater seines Regiments-Kommandeurs der aus der friderizianischen Armee stammende General Karl Friedrich von Hirschfeld (1744–1818) war, der am 27. August 1813 in dem denkwürdigen Gefecht bei Hagelberg (heute Kreis Belgig) mit der märkischen Landwehr den Vormarsch der französischen Besatzung von Magdeburg auf Berlin unter General Girard heldenhaft zurückschlug.⁸ Hier, im Gefecht bei Hagelberg, hatte sich die von den Heeresreformern Scharnhorst, Boyen, Gneisenau u. a. geschaffene Landwehr, erstmalig ohne Unterstützung aktiver Truppen, bewährt.

Im Nachlaß Theodor Fontanes hat sich ein Heft in Quartformat mit marmoriertem, zerrissenem Deckel „Aus der Soldatenzeit“ (H 1) erhalten. Auf 62 Seiten finden wir hier sechzehn eigenhändige Gedichte Fontanes, das parodistische Trauerspiel „Der letzte Liepenwinkler“, einige englische Vokabeln und militärische Aufzeichnungen, letztere bisher unveröffentlicht. Das undatierte Heft stammt höchstwahrscheinlich aus dem Jahre 1844. Wir sehen, daß sich der „Freiwillige“ Fontane auch während der Soldatenzeit seinen dichterischen Neigungen widmete.

Im Zusammenhang mit unserem Thema interessieren uns insbesondere die militärischen Aufzeichnungen, die allem Anschein nach mit Fontanes Infanterieausbildung zusammenhängen. Da finden wir beispielsweise „Verhaltensregeln beim dienstlichen Gebrauch des Gewehres, vorzugsweise mit scharfer Munition und beim Scheibenschießen: Hahn auf- und abspannen, Patronen und Zündhütchen handrecht, Patronen genau über dem Pulver abbeißen, einschütten, Kugel mit den Fingern nachstoßen, den Ladestock kräftig aber nicht zu stark anwenden, damit das Pulver zwar an das Zündhütchen heran, die Kugel jedoch nicht breit gedrückt wird...“ Diese Prozedur erinnert uns daran, daß 1840 in der preußischen Armee statt des Steinschloßgewehres das Perkussionsgewehr eingeführt und später vom Zündnadelgewehr abgelöst wurde. Weitere Aufzeichnungen des Grenadiers Fontane, der es bis zum Unteroffizier brachte, befassen sich mit dem „Exerzierreglement, der Colonnenformation, dem Quarré und dem Avancier“.

Der „Freiwillige“ Fontane schrieb aber auch 1844 als Soldat, vier Jahre später war er enthusiastischer Anhänger der bürgerlich-demokratischen Märzrevolution in Berlin, folgendes Gedicht (Urschrift im Fontane-Archiv: H 63), das erst 1930 veröffentlicht wurde:⁹

Als Grenadier

Es krankt, seit des Gefreiten Scheere
Mir meine Locken fortgeputzt,
Mein Flügelpferd an einer Schwere,
Als wär' es mit mir zugestutzt.

Je steifer nach dem abgehackten
Kalbfell den Fuß ich setzen muß,
Je steifer wird nach solchen Takten
Auch allemal mein Pegasus.

Jetzt hat man Rock und Helm, den blanken,¹⁰
Mit all und jedem schon gemein;
Und ging's, man nähte die Gedanken
Auch gern in Uniformen ein.

In seinen Erinnerungen „Von Zwanzig bis Dreißig“ schreibt Fontane in dem Abschnitt „Bei ‚Kaiser Franz““ u. a.: „Eine bestimmte Zahl von Wachen war für jeden Freiwilligen vorgeschrieben, und eine davon ist mir in Erinnerung geblieben und wird es auch bleiben, und wenn ich hundert Jahre alt werden sollte. Das war eine Wache im Juni, vielleicht auch Juli, denn die Garden waren schon ausgerückt, und, mit Ausnahme der auf der ‚Kommission‘ arbeitenden Schuster und Schneider, waren für den hauptstädtischen Wachdienst nur Freiwillige da, die man damals noch nicht mit in das Manöver hinausnahm.

An einem sehr heißen Tage zogen wir denn auch, wohl dreißig oder vierzig Mann stark, auf die Neue Wache, lauter Freiwillige von allen drei Bataillonen. Ein schneidiger älterer Offizier war auserwählt, uns in Ordnung zu halten. Alles ging gut, und neue Bekanntschaften wurden angeknüpft, denn es kannten sich bis dahin nur die, die demselben Bataillon angehörten. Unter den Freiwilligen des ersten Bataillons war ein junger Studiosus juris namens *Dortu*, Potsdamer Kind, derselbe, der, fünf Jahre später, wegen Beteiligung am badischen Aufstand in den Festungsgräben von Rastatt erschossen wurde. Der Prinzregent – unser später Kaiser Wilhelm –, als er das Urteil unterzeichnen sollte, war voll rührender Teilnahme, trotzdem er wußte oder vielleicht auch weil er wußte, daß der junge Dortu das Wort ‚Karttschenprinz‘ aufgebracht hatte. Das Urteil umstoßen ging auch nicht, aber das tiefe Mißbehagen, in dem der Prinz sich befand, kleidete er in die Worte: ‚Dann mußte Kinkel auch erschossen werden.‘¹¹ Das war neunundvierzig. Damals aber – Juli vierundvierzig... wie fern lag dieser Tag!“

Ein eigenartiger Zufall will es, daß sich das Theodor-Fontane-Archiv seit 1956 Wand an Wand mit dem Geburtshaus Max Dortus, heute Dortustraße 29 (bis 1945 Waisenstrae, so genannt nach dem Potsdamer Militär-Waisenhaus, das sich seit 1722 in dieser Straße befand) steht. Dem alten Fontane, der „Von Zwanzig bis Dreißig“ ab 1894 aus der Erinnerung niederschrieb, sind erwiesenermaßen manchmal in der Datierung und Darstellung der Erlebnisse Fehler unterlaufen, so auch im Falle des Regimentskameraden Max Dortu, wie wir noch im einzelnen zu beweisen haben.

*Maximilian Dortu*¹²

Max Dortu diente ebenfalls, wie sein Kamerad Theodor Fontane, 1844 bis 1845 als Einjährig-Freiwilliger im Kaiser Franz-Garde-Grenadier-Regiment. Dieses Militärverhältnis, er schied als Unteroffizier der Landwehr aus, sollte ihm 1849 zum Verhängnis werden. Dortu wurde am 28. Juni 1826 in Potsdam als Sohn und einziges Kind des wohlhabenden und angesehenen Justizkommissars und ehemaligen Jenenser Burschenschafters Ludwig Wilhelm Dortu geboren. Wie die Fontanes, so waren auch die Dortus französischer Abstammung. Sein Vater war ein durch und durch demokratisch eingestellter Mann, der in seiner patriotischen Einstellung als Husarenoffizier an den Befreiungskriegen gegen die napoleonische Fremdherrschaft teilgenommen hatte. Ein Onkel Max Dortus, Bruder seiner Mutter, stand ebenfalls in der demokratischen Volksbewegung seiner Zeit und kommandierte 1849 ein Bataillon der Pfälzischen Volkswehr.

Der junge Max Dortu studierte nach der Ablegung des Abiturs Rechts- und Kameralwissenschaften. An der Heidelberger Universität wurde Dortu im Sinne der Tradition seiner Familie aktives Mitglied des radikal-demokratischen Neckarbundes. Nach Abschluß des Studiums in Berlin wurde Max Dortu in Potsdam Auskultator am Stadtgericht.

Max Dortu wird von Zeitgenossen als stattlicher, schöner junger Mann mit untadeligem Charakter geschildert, der mit Hingabe der demokratischen Volksbewegung diente. Im Jahre 1848 gab es auch für ihn, ebenso wie für den Berliner Apothekergehilfen Theodor Fontane, kein Halten mehr. Nach den Kämpfen des 18. März 1848 mußten die königlich-preußischen Truppen vor den Barrikadenkämpfern Berlins die Hauptstadt räumen. Am 25. März zog sich der eingeschüchterte König mit seiner Garde vor dem Berliner Volkszorn in seine Residenzstadt Potsdam zurück. Hier hatte sich jedoch eine radikale Gruppe gebildet, die Rückhalt bei den Nowaweser Webern fand. Sie war konsequenter und weitblickender als die Mehrzahl der bürgerlichen Demokraten jener Zeit. In Max Dortu hatten die Potsdamer Demokraten einen klarblickenden Führer, der ohne Umschweife die demokratische Republik forderte. Am 12. Mai 1848 weckte der mit einem glänzenden Rednertalent begabte Dortu in einer Volksversammlung den Widerstandsgeist der Massen. „Mir gilt“, rief Dortu, unter Anspielung auf Prinz Wilhelm von Preußen, dem späteren Prinzregenten und König Wilhelm von Preußen, „das Volk mehr als ein hochgeborener königlicher Prinz“. In dieser Rede prägte Dortu das alsdann in Deutschland so bekannte Wort vom „Kartätschenprinz“. Am 22. Mai 1848 besetzten hungernde Potsdamer Arbeiter und ausgemergelte Nowaweser Weber das Rathaus. Max Dortu wurde von der „Bürgerwehr“ verhaftet. Seine Worte hatten jedoch gezündet. Im September meuterten zwei Kompanien der Gardefüsilier und vereinigten sich mit Arbeitern und Handwerksgesellen. Die Hofkamarilla floh nach Charlottenburg.

Die Reaktion holte zum Gegenschlag aus und konzentrierte um Berlin 30 000 Mann. Anfang November 1848 bildete Graf Brandenburg, der

uneheliche Hohenzollernsproß, das konterrevolutionäre Kabinett. General Graf Wrangel überfiel mit der bereitgestellten Truppenmacht Berlin. In der Hauptstadt blieb die Gegenwehr, die am 18. März so erfolgreich war, aus.

In dieser für die Demokratie verzweifelten Situation sprang die kleine Potsdamer Gruppe heroisch in die Bresche, um ein zündendes Beispiel für alle demokratischen Kräfte in Deutschland zu geben.

Unter Führung des aus der Haft entlassenen Max Dortu wurden Eisenbahngleise auf der Strecke Potsdam–Berlin aufgerissen, um Truppentransporte zu verhindern. Die Drähte des elektromagnetischen Telegraphen entlang der Bahnlinie wurden unterbrochen. Unter der Überschrift „Potsdamer Krakeeler“ berichteten die „Berlinischen Nachrichten“ in Nr. 268: „Die Zerstörungen wurden meistens durch Arbeiter ausgeführt, aber auch wohlbekleidete Männer wirkten dabei mit.“ Als Dortu daraufhin steckbrieflich gesucht wurde, gelang ihm die Flucht über Brüssel nach Paris. Hier lernte er u. a. Karl Marx kennen. Als dann in Baden und in der Rheinpfalz 1849 der bewaffnete Aufstand ausbrach und die badische Armee zum Volk überging, nahm Dortu Dienst als Ordonnanzoffizier im Stabe des General Philipp Becker.¹³

Becker ernannte den jungen, klugen und mutigen Max Dortu zum Major und beauftragte ihn mit der Aufstellung der Gernsbacher Volkswehr. Seine zündenden Aufrufe an die „Schützen des Schwarzwaldes“ sind uns bekannt. Hier heißt es u. a.: „Das ganze Volk steht unter den Waffen. Weshalb, wißt Ihr! Es gilt, das Heiligste, Teuerste zu verteidigen, was der Mensch auf Erden hat. Es gilt, Eure Freiheit, Eure Unabhängigkeit, Eure Familie, Euer Eigentum, Euer Leben gegen die andrängenden Preußenhorden zu verteidigen... die Werkzeuge des blutrünstigen Preußenkönigs sind bereits drüben im Lande unserer Brüder jenseits des Rheines...“

Durch Verrat des fürstlichen Kutschers Josef Klotz in Hugstetten bei Freiburg i. Br. fiel Max Dortu in die Hände der gegen den badischen Aufstand eingesetzten preußischen Truppen. Max Dortu, nunmehr dreiundzwanzig, der wußte, daß er keine Gnade zu erwarten habe, benahm sich vor dem Kriegsgericht stolz und mannhaft. Das Standgericht unter einem Major von Sellenthin verurteilte ihn als „preußischen Untertan und Unteroffizier der Reserve“ zum Tode durch Erschießen. Der Vater bat den Prinzen von Preußen, der Oberbefehlshaber der preußischen Okkupationsarmee war, und den General von Hirschfeld, der das erste preußische Armeekorps in Baden und am Rhein befehligte, um eine Rücksprache, die abgelehnt wurde. Dem herbeigeeilten Vater wurde lediglich für einige Minuten Gelegenheit gegeben, sich am 20. Juli von seinem Sohn zu verabschieden, bevor er des Landes verwiesen wurde. Diese Abschiedsszene entbehrt nicht einer gewissen heroischen Größe. Der Vater dankte dem Sohne, daß er ihm so viel Freude und Ehre in seinem kurzen Leben gemacht habe und der Sohn tröstete den Vater, daß er als tapferer Streiter der Revolution sterben werde.

In der Person des Generals Moritz von Hirschfeld, der das Todesurteil Max Dortus als kommandierender General des ersten Armeekorps der

„kgl. preußischen Operationsarmee am Rhein“ unterschrieb (nicht Prinz Wilhelm, der auch damals noch nicht Prinzregent war, wie Fontane schreibt), haben wir ein typisches Beispiel des durch die Reaktion herbeigeführten Wandels der preußischen Armee vom Befreiungs- und Volksheer 1813 zum königlich preußischen Machtinstrument der Krone und der herrschenden feudalen Klasse mit dem ausschließlichen Ziel der Unterdrückung der um demokratische Einigung kämpfenden Volksbewegung.

Moritz von Hirschfeld, ein Sohn des Siegers von Hagelberg 1813, hatte sich einst den fortschrittlichen nationalen Erhebungen Dörnbergs und Schills 1809 angeschlossen, floh nach deren Scheitern nach Spanien und kämpfte hier in der englisch-deutschen Legion gegen Napoleon. Theodor Fontane läßt von Hirschfeld im 43. Kapitel des Romans „Vor dem Sturm“ als Gast in der Dichtervereinigung „Kastalia“ auftreten und einen Abschnitt seiner Aufzeichnungen über das Gefecht bei Plaa vortragen. 1849 hatte der Freiheitskämpfer von 1809 und 1813 die Ideale seiner Jugend, die jetzt Max Dortu und dessen Mitstreiter verkörperten, vergessen und verraten und wurde zum Henker der demokratisch-patriotischen Volksbewegung in Süddeutschland und am Rhein.

Da weder Vater noch Sohn es über sich bringen konnten, beim König um Gnade zu betteln, ein Rechtseinspruch gegen das Kriegsgerichtsurteil war unstatthaft, schrieb die verzweifelte Mutter an Friedrich Wilhelm IV. Der mit dem König bekannte Potsdamer Fabrikbesitzer Jacobs wandte sich ebenfalls an Friedrich Wilhelm. Er hatte eine besondere Verpflichtung: Als auf den Potsdamer Gewässern das Segelboot mit seinen drei Söhnen im Sturm kenterte, ertranken zwei, den dritten rettete Max Dortu unter Einsatz seines Lebens. Beide Gnadengesuche hatten keinen Erfolg. Der „Romantiker auf dem Königsthron“, wie Friedrich Wilhelm IV. genannt wurde, machte von seinem Begnadigungsrecht keinen Gebrauch und gab die Gesuche an das Staatsministerium weiter, das selbstverständlich ablehnte.

Die Erschießung Max Dortus war am 31. Juli 1849 um 4 Uhr auf dem Kirchhof Wiehre bei Freiburg i. Br. angesetzt. Der Abschiedsbrief an die Eltern schließt mit den Worten: „...ich sterbe voller Freude und Muth, weil ich für die Befreiung des Volkes gekämpft habe“. Hinter dem Wagen, auf dem Dortu zur Hinrichtungsstätte transportiert wurde, fuhr ein Wagen mit seinem Sarge. Über diese Gefühlsroheit erregten sich viele Gemüter in Deutschland. Am Friedhof stieg Max Dortu gefaßt vom Fuhrwerk und begab sich, gefolgt von seinem kleinen Hunde, zur Richtstätte. Zeugen berichteten, daß er dabei die linke Hand auf das Herz legte und die Rechte in die Seite stemmte. Dreimal hatte er geistlichen Beistand abgelehnt, weil er den Geistlichen der für Thron und Altar Partei ergreifenden Kirche seiner Zeit nicht für unparteiisch hielt. Er sagte zu dem Geistlichen: „Sie sehen, daß ich ruhig und gefaßt sein kann, obwohl ich die totale Überzeugung habe, daß ich ins Nichts gehe!“ Seine letzten Worte waren: „Brüder, zielt gut“, dann krachte die Salve, und er sank, durchbohrt von neun Kugeln, entseelt zu Boden.

Dem Vater wurde es verwehrt, den Sohn würdig beerdigen zu lassen, auch durfte er als Vater, Mensch und Jurist nicht die erbetene Einsicht in die Prozeßakte nehmen. Eine Einsichtnahme in die an das Stadtgericht Potsdam übersandten Akten dürfe nur erfolgen, wenn keine Aufzeichnungen gemacht werden. Der Vater verzichtete nunmehr und hat nie die Gründe des Urteils erfahren. In der demokratischen Presse wurde der Verdacht eines Justizmordes laut. Doch Max Dortu war nur das erste Opfer des preußischen Militarismus im badischen Aufstande, siebenundzwanzig Erschießungen, vor allem in Rastatt, folgten.

Theodor Fontane spricht von dem „tiefen Mißbehagen und der rührenden Teilnahme“ des Prinzen Wilhelm von Preußen, als er das Urteil angeblich unterschrieb. Wir haben bereits berichtet, daß General von Hirschfeld die Unterschrift leistete. Von einer „rührenden Teilnahme“ bei Wilhelm von Preußen kann ebenfalls keine Rede sein. Er hatte die „Akte Dortu“ später angefordert und glaubte in seiner vom Klassenstandpunkt geprägten junkerlichen Überheblichkeit in der antikirchlichen Einstellung Max Dortus die Triebfeder seiner Handlungen zu sehen, der er jede moralische Berechtigung absprach.

Dortus Vater starb 1859 in Toulouse; die Mutter vermachte daraufhin der Stadt Potsdam eine größere Summe von 30 000 bis 40 000 Talern für eine „Max-Dortu-Stiftung für arme Handwerksburschen und Gesellen“. Der inzwischen zum König avancierte Wilhelm von Preußen erfuhr von dieser Stiftung und versagte seiner Residenzstadt Potsdam am 19. November 1864 die erforderliche königliche Genehmigung zur Annahme. Das Andenken an den Potsdamer Volks- und Freiheitshelden sollte ausgelöscht werden. Erst unter veränderten gesellschaftlichen Verhältnissen wurden nach 1945 an seinem Geburtshause eine Gedenktafel angebracht und die bisherige Waisenstraße in Dortustraße umbenannt. Die Mutter Max Dortus ließ ihrem Sohn ein würdiges Denkmal über dem Grabe errichten und vermachte der Stadt Freiburg i. Br. 1000 Gulden zur Erhaltung der Grabstätte. Die Eltern ließen sich testamentarisch nach ihrem Tode an der Seite des geliebten Sohnes beisetzen. Das Grab ist heute noch erhalten und wird aus besonderem Anlaß von der Stadt Freiburg i. Br. mit einem Kranz geschmückt.¹⁴

Über die Freiheitskämpfer und die Erschießungen von 1849 schrieb kein Geringerer als Friedrich Engels, der mit der Waffe in der Hand am badischen Aufstand teilnahm: „Kein einziger hat gebettelt, kein einziger hat gezittert. Das deutsche Volk wird die Füsilladen und die Kasematten von Rastatt nicht vergessen; es wird die Herren nicht vergessen, die diese Infamien befohlen hatten, aber auch nicht die Verräter, die sie durch Feigheit verschuldeten...“¹⁵ Mit diesen Worten geißelte Friedrich Engels nicht nur die menschenfeindliche feudale Reaktion, sondern auch die Bourgeoisie, die die bürgerlich-demokratische Revolution 1848/49 gegen ihre eigenen Interessen verriet.

In seinem Alterswerk „Von Zwanzig bis Dreißig“ schildert Theodor Fontane in nachsichtig entschuldigender Art, wie nach der Niederschlagung der Revolution seine kämpferische vormärzliche Anschauung über die Kraft der Volksmassen der resignierenden Ansicht wich, daß

eine noch so leidenschaftlich und tapfer durchgeführte bewaffnete Volkserhebung schließlich einer regulären Truppe unterlegen sei, eine Ansicht, die er in seinen letzten Lebensjahren revidierte.

1891 gelangten nämlich die Denkwürdigkeiten des Generals Leopold von Gerlach in seine Hände. Die darin aufgeführten Feststellungen des Generals von Prittwitz, der 1848 Oberbefehlshaber der preußischen Truppen in Berlin war, „die Sache nicht mehr länger halten zu können“, beeindruckte Fontane dermaßen, daß er sich mit diesen Dingen, die für ihn im wesentlichen längst abgetan und erledigt erschienen, eingehend beschäftigte. So kam er zu der Überzeugung, daß doch eigentlich alles ganz anders liege, als bis dahin von ihm angenommen. Der alte Fontane schrieb, sozusagen als Fazit seines kämpferischen Lebens: „Die Kämpfe müssen – vorausgesetzt, daß ein großes und allgemeines Fühlen in dem Aufstande zum Ausdruck kommt – jedesmal mit dem Siege der Revolution enden, weil ein aufständisches Volk und wenn es nichts hat als seine nackten Hände, schließlich doch stärker ist als die wehrhafteste geordnete Macht.“

Anhang

Zwei unveröffentlichte Briefe Theodor Fontanes

Letschin, d. 15. August 1843

An eine Königl. Wohllobliche Landrätliche Behörde des Kreises Lebus zu Frankfurt a./O.

Einer königlich wohlloblichen landrätlichen Behörde übersend' ich anbei, ein von der köngl. Kreis Ersatz Commission zu Berlin so eben erhaltenes Schreiben, wo nach ich mich zur Feststellung meines Militairdienstverhältnisses bei der Königl. landrätlichen Behörde meines Aufenthaltsortes zu melden habe. Leider befinden sich meine anderweitigen Militairpapiere zu deren Einsendung ich verpflichtet bin noch in Berlin; doch werd' ich dieselben noch im Lauf der nächsten Woche überschicken. Die heutige Anzeige mache ich nur, um der an mich ergangenen Meldungsaufforderung sofort genügt zu haben.

Gleichzeitig, setz' ich eine Königl. wohllobliche landrätliche Behörde davon in Kenntniß, daß mein Vater in einem, an die Departements-Prüfungs Commission zu Berlin gerichteten Schreiben vom 11. 1. d. M., um meine körperliche Untersuchung dort gebeten hat. Sollte dieser Brief beantwortet, und meine Untersuchung in der Residenz früher anberaumt werden, als es möglicherweise durch die Königl. landrätliche Behörde geschieht, so werd' ich diese augenblicklich davon benachrichtigen, im umgekehrten Falle aber, bei Einsendung meiner Papiere, den Wunsch um körperliche Untersuchung, durch den der landrätlichen Behörde zu ertheilten Militairarzt, wiederholen. Einer Königl. wohlloblichen landrätlichen Behörde ergebenster Theodor Fontane.
(Fontane-Archiv. Abschrift. Sign. Da 1.)

— — —

Sr. Wohlgeboren Dem Herrn Kreis-Sekretair Burchardi zu Frankfurt a/O.
Letschin, d. 19. Sept. 1843.

Ew. Wohlgeboren erlaubt sich der Unterzeichnete davon in Kenntniß zu setzen, daß ihm auf sein Gesuch beim Oberpräsidium der Provinz, bis dato kein bestimmter Bescheid zugegangen ist. Eine vorläufige Beantwortung meines Schreibens lautete dahin, daß Oberpräsidium zuvor ein Gutachten meiner landrätlichen Behörde einziehen werde.

Die Möglichkeit ist vorhanden, daß mir erst nach dem 1. Oktober eine bestimmte Erklärung wird, weshalb ich, um meiner Berechtigung zum einjährigen Militair-Dienst nicht *unzweifelhaft* verlustig zu gehn, schon jetzt meine Meldung bewerkstelligen muß.

Ich erlaube mir Ew. Wohlgeboren um dero gefälligen Rath zu bitten, und mir wo möglich Auskunft zu geben, „wann“ und „bei wem“ ich mich mit dem Wunsche: einzutreten, in Frankfurt zu melden habe, wenn nicht etwa das Vorenthalten meines Berechtigungs-Attestes, seitens der Königl. Departements-Prüfungs-Commission, diesen Schritt überhaupt anrätlich machen sollte. — Ew. Wohlgeboren ergebenster Theodor Fontane. (Fontane-Archiv. Abschrift. Sign. Da 2.)

Anmerkungen

- 1 Theodor Fontane: Von Zwanzig bis Dreißig. Berlin 1898, S. 209
- 2 Hans-Heinrich Reuter: Fontane. Bd 1. Berlin 1968, S. 158
- 3 Hierzu s. Pierre-Paul Sagave: Theodor Fontane, Wanderungen durch Frankreich. Erlebtes 1870–71... Berlin (1970). — Besprechung in „Fontane-Blätter“, Bd 2, H. 5. 1971, S. 360–362
- 4 Theodor Fontane: Gesammelte Werke. Serie 2, Bd 11. 1905–10. Brief an Otto Neumann-Hofer, Hrsg. des „Magazins für Literatur“ und der „Romanwelt“, vom 24. 3. 1896, S. 384. Gemeint ist u. a. das Buch von Karl Pietschker: Auf dem Siegeszuge von Berlin nach Paris. Schlachtenbilder und biographische Silhouetten. (Potsdam 1896.)
- 5 Theodor Fontane: Meine Kinderjahre. Berlin 1894, S. 199–200
- 6 Theodor Fontane und Bernhard von Lepel. Ein Freundschafts-Briefwechsel. Hrsg. von Julius Petersen. Bd 1. 2. München 1940. — Die Originalbriefe Theodor Fontanes an Bernhard von Lepel befinden sich seit 1965 als Dauerleihgabe der Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität Berlin im Fontane-Archiv.
In einem unveröffentlichten Brief vom 27. 12. 1856 aus London an Henriette von Merckel schrieb Theodor Fontane: „Die, wenn ich mich so ausdrücken darf, reservierte Vertraulichkeit, die Vertrauen erweckend entgegenkommt und doch unüberschreitbare Grenzen zieht, ist eine schwere Kunst und wenige verstehn sie zu üben. Lepel war grob gegen seine Soldaten und wenig beliebt (Sie wissen, ich habe in seiner Compagnie gedient) und war doch immer der herzensgute Lepel. Aber er verstand diese Kunst nicht und immer in der Furcht, sich dies oder das zu vergeben, verweigerte er jede Commission. In meinem speziellen Falle kommt noch manches hinzu.“
- 7 Theodor Fontane: Von Zwanzig bis Dreißig. Berlin 1898, S. 228
- 8 Theodor Fontane: Von Zwanzig bis Dreißig. Berlin 1898, S. 213
- 9 Friedrich Fontane: Von Zwanzig bis Dreißig. Entstehungsgeschichte und Ergänzungen nach ungedruckten Quellen. — In: Ruppiner Kreiskalender 1930. Neuruppin 1930, S. 87
- 10 Die bis 1842 üblichen Tschakos innerhalb der preußischen Infanterie wurden, ausgenommen waren die Jäger und Schützen ab 1854, zugunsten der charakte-

ristischen Pickelhaube, die 1848/49 in Berlin und in vielen deutschen Bundesländern als das Symbol der Volksunterdrückung galt, abgeschafft. Als Fontane 1844 in das Regiment eintrat, war die Pickelhaube bereits zwei Jahre in Gebrauch.

- 11 Gottfried Kinkel (1815–1882) wurde wegen seiner Beteiligung am badischen Aufstand, in dem er verwundet in die Hände preußischer Truppen fiel, zu lebenslänglicher Festungshaft verurteilt. Sein Schwager Karl Schurz, der später nach Amerika auswandern mußte, befreite ihn 1850 aus der Festung Spandau. Kinkel floh nach England.
- 12 Dem Abschnitt über Max Dortu liegen zwei Arbeiten zugrunde:
 - a) Julius Haeckel: Der Revolutionär Max Dortu. – In: Potsdamer Jahresschau. 1932, S. 41–57
 - b) Joachim Schobeß: Max Dortu, ein Leben für die Freiheit der Nation. – In: Märkische Heimat, Jg. 2, H. 5. Potsdam 1957, S. 381–382
- 13 Johann Philipp Becker (1809–1886) war Oberbefehlshaber der Badischen Volkswehr. Er hatte bereits 1832 am Hambacher Fest teilgenommen, der großen, für die Republik werbenden Volksversammlung, was schließlich die völlige Unterdrückung der Preß- und Versammlungsfreiheit durch den Bundestag und die feudale Reaktion auslöste. Die Erfahrungen der Revolution machten Becker zum proletarischen Revolutionär. Seit 1860 war Becker einer der engsten Mitstreiter und Freunde von Karl Marx und Friedrich Engels. Er gab schließlich in Genf das Organ „Vorbote“ der 1865 gegründeten deutschen Sektion der I. Internationale heraus.
- 14 Wilhelm Werner: Und die Freischar war verloren. Freiburg und die badische Revolution. Eine Erinnerung an die „Achtundvierziger“. – In: Gestern und heute. Beilage der „Badischen Zeitung“. Nr. 14 vom 29./30. April 1967.
- 15 Friedrich Engels: Die deutsche Reichsverfassungskampagne. – In: Marx, Engels, Lenin . . . : Zur deutschen Geschichte. Bd 2,1. Berlin 1954, S. 562
- 16 Theodor Fontane: Von Zwanzig bis Dreißig. Berlin 1898, S. 611

Inge Hase (Zeulenroda)

Unterwegs mit Fontane

„Alles Alte, soweit es Anspruch darauf hat, sollen wir lieben, aber für das Neue sollen wir recht eigentlich leben.“

Wie alles Wesentliche in unserer neuen sozialistischen Welt der Kollektivität bedarf, so wird auch die Literatur bei uns lebensnotwendig in ihrer ganzen Vielfalt gebraucht. Ihr Wert drückt sich nicht nur als mögliche schöne Beigabe des menschlichen Daseins aus, sondern vor allem darin, daß sie unseren Menschen hilft, ihren festumrissenen Platz in der Gesellschaft hier und heute und morgen zu erkennen; daß sie zielgerichtete Aktivität für die Gestaltung unseres sozialistischen Alltags bewirkt; daß sie Antwort zu geben vermag auf die alles umfassende Frage nach dem Sinn unseres Lebens.

Dabei gehört es zu ihren Besonderheiten, daß sie – tätige Menschen in ihrer spezifischen Umwelt beschreibend – zugleich menschliche Werte setzt. Literarische Aussagen sind gesellschaftliche Werturteile, nicht zuletzt, weil die Existenzweise der Literatur eine gesellschaftliche ist. Da ist es schon wichtig, was das für Menschen sind, mit denen wir im Buch Umgang haben.

Da ist es schon wichtig, in welche literarische Gesellschaft wir beim Lesen geraten und welcher Art die Standorte sind, die durch das Buch auf ein breites Publikum übertragen werden.

„Denn der Mensch muß etwas Festes haben, woran er sich halten kann“, – so lesen wir in der Erbe-Rezeption bei Humboldt; „etwas Festes, das ihm ein Maß und ein Ziel ist; sonst hat er für sein eigenes Dasein keinen Begriff, und das Dasein hat keine Art des Wertes für ihn selbst“.

★

Nunmehr sind es fast zwanzig Jahre, daß ich mit dem Buch in der Mappe kreuz und quer durch den Bezirk Gera reise: von den Clubs der Kulturschaffenden unserer Kreisstädte über die literarischen Freundeskreise in den Großbetrieben und Wohnbezirken, in den ländlichen Gemeinden und Dorfclubs bis hin zu unseren Berufs- und Oberschulen sowie den Seminaren der Betriebsakademien und jenen des Demokratischen Frauenbundes Deutschlands.

Heute steht solch ein literarischer Freundeskreis ganz und gar im Mittelpunkt der Entfaltung des neuen Menschen. Ihn als tragenden Weltanschauungskreis zum Herz- und Kernstück der modernen sozialistischen Gesellschaft zu entwickeln, ist ein wesentliches Anliegen unserer Kultur- und Bildungspläne.

Um es poetisch auszudrücken: das aktuelle literarische Gespräch, – unendlich vielfältig in seinen Möglichkeiten wie der sozialistische Alltag selbst, – es muß zur „Sternstunde“ des neuen Menschen werden, deren jeder von uns, Marxist oder Nichtmarxist, auf besondere Weise bedarf, um in der ganzen Differenziertheit des Alltags unserer neuen Epoche den wissenden Glauben an die Fähigkeiten und Möglichkeiten des Menschen zu vertiefen, zu beleben, ihn immer wieder aufs Neue zu fundieren. „Denn Dichtung ist kein Ausnahmezustand, sondern etwas dem Menschen Gemäüßes“ lesen wir bei Joh. R. Becher. „Und in jedem Menschen ist eine Sehnsucht, ein Heimweh nach dem Poetischen, wie nach einem Anderssein. Wenn wir dem Poetischen wieder Zugang verschaffen bei den Menschen, so entwickeln wir in ihnen eine gewaltige menschliche Kraft...“ Diese menschliche Kraft freizulegen auf breitester Ebene, von der Klassik bis zur Gegenwart: darauf kommt es uns im besonderen an.

★

Das „große Fontane-Jahr 1969“ stellte uns daher nicht nur vor die Aufgabe einer umfassenderen Fontane-Interpretation als je zuvor; es brachte uns auch als besondere Festgabe Hans-Heinrich Reuters zwei-bändige Fontane-Biographie im Verlag der Nation: ein Geschenk von profunder Sachkenntnis und jener Vitalität des Geistes, wie sie nur dann in Erscheinung treten kann, wenn Biograph und Dichter zu einer untrennbaren Einheit miteinander verschmelzen; wenn für den Leser „nachvollziehbar“ gestaltet wird, was hier an Subtilstem über Werk und Mensch innerhalb einer solch spannungsgeladenen Epoche wie der preußisch-deutschen von 1870/71 in neuer Sicht und Wertung ausgesagt wurde. Um es gleich vorweg zu nehmen: das „große Fontane-Jahr“ blieb nicht auf das Jahr 1969 beschränkt. Noch immer wird Fontane wieder und

wieder angefordert; so war es 1970 und 71; und auch für das Jahr 1972 liegen bereits die ersten Termine fest.

Also nichts leichter, als mit Fontane durch die Lande zu reisen? So einfach liegen die Dinge nun wieder nicht. Während die ältere Generation überwiegend mit starkem Echo reagierte, blieb die Jugend zunächst sehr reserviert. Und es waren nicht selten gerade unsere jungen Frauen und Mädchen, die – obgleich „Effi Briest“ seit langem auf dem Lehrplan unserer Oberschulen steht – mit Einwänden kamen wie diesen: „Ist denn Fontane noch aktuell?“ Oder: „Was soll uns Fontane?“ Es versteht sich von selbst, daß hier mit dem erforderlichen Einfühlungsvermögen an die Arbeit gegangen wurde, wobei an dieser Stelle einzufügen wäre, daß ein Fontane-Abend in einem Dorfclub oder einem Großbetrieb anders aufgebaut sein muß, als beispielsweise in einem städtischen Wohnbezirk, in einer Erweiterten Oberschule oder in einem Club kulturschaffender Menschen.

Aus meiner langjährigen Arbeit mit dem Buch zieht sich immer wieder wie ein roter Faden das meßbare Ergebnis hindurch: ob Hölderlin oder Forster, ob Weerth oder Heine, ob Büchners „Woyzeck“ oder Herders „Stimmen der Völker“: man kann alles bringen, auch unseren Arbeitern, auch unseren Genossenschaftsbauern, auch unserer Jugend, wenn man es lebendig, basis- und gegenwartsverbunden mitten in den Raum stellt. Ich hatte vier Themen erarbeitet, die ich variabel einsetzte:

1. „Fontane – im Blickfeld seiner Balladen.“ (Rezitationsabend für die Jugend mit verbindendem Prosatext gesprochen – unter besonderer Berücksichtigung von Werk, Mensch, Epoche.)
2. Fontane und seine autobiographischen Romane: „Meine Kinderjahre“ und „Von Zwanzig bis Dreißig“.
3. „Der alte Fontane“ –: „Wie er zuletzt war, so war er eigentlich“. (Literarischer Vortragsabend [Festrede] für die Clubs in den Städten und Kreisstädten.)
4. „Fontane und das Frauenproblem seiner Zeit“, wobei die Erzählungen „Cécile“ und „Stine“ – beide in dialektischer Gegenüberstellung – textlich vorgetragen und als Ganzes interpretiert wurden.

Alle vier Themen fielen nicht nur auf guten Boden. (Fontane würde seine helle Freude und Genugtuung gehabt haben, hätte er an ihnen teilnehmen können.)

Das Beglückendste war das spontane Echo, das immer wieder vom vierten Thema zurückkam. Ich hatte es in seiner Spezifik ganz bewußt für die literarischen Frauen-Abende ausgewählt; nicht nur in den Städten, sondern auch in den Frauenbetrieben und einem Teil der ländlichen Dorfclubs, obgleich und gerade hier die erwähnten Einwände während der Vorankündigung des Themas am stärksten zutage getreten waren. Es liegt auf der Hand, daß Fontanes eigene Einstellung zur Frau, („alle großen Werke Fontanes sind Frauen-Erzählungen“) daß seine Ehe mit Emilie Fontane sowie sein Verhältnis zu seiner einzigen Tochter Martha nicht nur am Rande behandelt wurden.

Seine Auseinandersetzungen mit Arthur Schopenhauer und einigen wörtlich zitierten Passagen aus dem Werk: „Parerga und Paralipomena“ (siehe Anmerkung) wurde als ein wesentlicher Ausgangspunkt und als gleichzeitige Überleitung zu „Cécile“ in das Blickfeld gesetzt, wobei sich bei Schopenhauers Texten fast jedes Mal ein laut vernehmbares, mitunter stürmisches Lachen der anwesenden Frauen und Mädchen in den jeweiligen Raum ergoß: als eindeutige Antwort. Vielleicht sogar war es die beste aller Antworten, die sie geben konnten: aus der Summe all des Neuen resultierend, das sie selber wissend darstellen, um es in ihrem Denken und Tun täglich aufs Neue unter Beweis zu stellen.

Es liegt auf der Hand, daß nach solch einer spontanen Lachpause nun doch auf den Ernst der damaligen Situation hingewiesen wurde: auf Arthur Schopenhauer als den nicht zu unterschätzenden Mode-Philosophen der damaligen Bourgeoisie, der selbst in seinen Überspitzungen bezeichnend wurde für das Denken und Urteilen breiter Schichten der herrschenden Klassen „Preußen-Deutschlands“ nach 1848 und besonders nach 1871.

Von hier aus den Faden weiterzuknüpfen, — über die Stellung der Frau im Hitler-Deutschland bis hin zu den einzelnen Varianten des kapitalistischen Europas, (und nicht nur Europas!) — ist dann nur eine weitere Stufe der Darstellung im Zyklus des Ganzen.

Spätestens an dieser „Nahtstelle“ beginnt Fontane zu „interessieren“, bekommt er für die heutige Generation Farbe, Lebendigkeit, Gegenwart. Es kann nicht Sinn und Aufgabe dieses Beitrages sein, in breiterem Umfang ins Detail zu gehen, obgleich sich viel darüber sagen ließe. Wichtig und bemerkenswert erscheint mir — wenn ich solch einen Fontane-Abend überdenkend einzuschätzen suche, — daß die Fabel von „Cécile“ wie auch jene von „Stine“ erzählt wird: so einfach wie nur möglich; so vital wie nur möglich; immer und ganz „im Dienste Fontanes“; immer und ganz in unmittelbarer Nähe seiner Gestalten.

Das Einblenden von Texten bedarf dabei einer besonderen „Dramaturgie“, von deren Raffung weit mehr abhängt, als hier im einzelnen zum Ausdruck gebracht werden kann. So ist z. B. Kothildes Brief an ihren Bruder v. Leslie-Gordon („Cécile“) ein wahres Kernstück Fontanescher Zeit- und Gesellschaftsanalyse, dem jener von St. Arnaud an Cécile geschriebene Brief aus Mentone — trotz seiner Kürze — in nichts nachsteht.

Schwieriger wird diese „Dramaturgie“ schon bei „Stine“. Denn hier sind die zu lesenden Texte — einschließlich der großartigen Milieuschilderungen Fontanes — nicht nur so verlockend, sondern auch zahlenmäßig so stark, daß es einer intensiven Vorarbeit mit der Stop-Uhr bedarf, um hier das Typische vordergründig zur Wirkung zu bringen.

Ich habe immer wieder die Erfahrung gemacht, daß eine 60- bis 70-Minutenstunde — auch im äußersten Falle — nicht überschritten werden darf. Vergessen wir nicht: hier sitzen werktätige Menschen als Hörer und Gesprächspartner, die im täglichen Produktionsablauf in den Betrieben oder in einer Verkaufsstelle, in den Kliniken oder in den Schulen,

in den landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften oder am Bank-, Post- oder Fahrkartenschalter ihr Bestes zu leisten bereit sind. Alles, was sie zeitlich an einem solchen Abend überfordert, kann nicht nachhaltend, nicht Aufschwung gebend weiterklingen.

Der Erfolg (oder Nicht-Erfolg) eines literarischen Abends von der Qualität Fontanes resultiert für den Interpretierenden aus zwei Gegebenheiten: einmal: ob und daß von seiten dieses Publikums, das am nächsten Morgen in aller Frühe zur Schicht geht, noch eine weitere Stunde „zwanglos zugegeben“ wird, in der man sich interessiert über Fontane und sein Werk unterhält. (Denn erst das Wechselgespräch rückt einen solchen Abend in das richtige Licht.) Zum anderen: ob man zu der resumierenden Feststellung gelangt: „Das hätte auch noch länger dauern können!“ Wohlgemerkt: es hätte. (Aber es darf nicht.)

*

Im März 1890 schrieb der alte Fontane: „Blicke ich auf meine großen Tage zurück, so gewahre ich nur zahllose Kränkungen.“ Hätte er auf jene große Zukünftigkeit blicken können, die eines Tages sein Werk krönen würde: vom „4. Stand“ entdeckt, gelesen und diskutiert zu werden —: welche Freude, welche Selbstbestätigung hätte es dem allzu Bescheidenen, dem oft Resignierenden bedeutet, sich von ihnen, den Arbeitern, verstanden zu wissen, „die nicht nur alles neu anpacken, sondern auch neue Ziele und neue Wege beschreiten“.

Anmerkung

Erst kürzlich wurden Aufzeichnungen des alten Fontane bekannt, in denen er sich mit Arthur Schopenhauers „Parerga und Paralipomena“ auseinandersetzt. Dieses Werk, eine 1851 erschienene umfangreiche Sammlung von Bemerkungen und Betrachtungen über die verschiedensten Gebiete, enthält auch ein Kapitel „Über die Weiber“. Darin bezeichnet Schopenhauer die Frauen als „kindisch, läppisch und kurzsichtig“ und spricht ihnen nur schwache Vernunft zu. Vor allem aber sieht er sie mit zahlreichen charakterlichen und sittlichen Mängeln behaftet; Ungerechtigkeit, Falschheit, Treulosigkeit, Verrat seien untrennbar mit ihrer Natur verbunden. Im Grunde seien „die Weiber“ nur zu Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes nütze; im übrigen seien sie schon „ihrer Natur nach zum Gehorchen bestimmt“. Auf Ehrfurcht oder Achtung hätten sie keinen Anspruch; in jeder Hinsicht ständen sie tief unter dem Manne. Schopenhauers Ausfälle gipfeln in der Ablehnung der Ehe überhaupt und in dem Vorschlag, die Vielweiberei einzuführen, weil sie allein den Bedürfnissen des Mannes entspreche und durch sie „auch das Weib auf ihren richtigen und natürlichen Standpunkt als subordiniertes Wesen zurückgeführt“ werde... („Die Frau im Erzählwerk Fontanes“ als Einleitung zu dem im Verlag der Nation [2. Aufl. 1963] erscheinenden Bandes „Märkische Romanze“, hrsg. u. eingel. v. Hans-Heinrich Reuter.)

Fritz Paul (München)

Fontane und Ibsen

Die im Titel dieses Aufsatzes¹ angedeutete Beziehung zweier Autoren ist im Grunde genommen recht einseitig. Es gibt keinen einzigen Hinweis darauf, ob Ibsen den *Romancier* Fontane überhaupt gekannt hat. Dessen *Theaterrezensionen* über Berliner Aufführungen seiner Stücke hat er aber wohl gelesen. Fontane hingegen hatte eine nachweisbare „Beziehung“ zu Ibsen, die er öffentlich (in Theaterkritiken) und privat (in seinen Briefen) in eigenartig ambivalenter Form zu dessen Werk unterhielt. Da diese Beziehung, die sich als Ausdruck eines geistigen und *geistvollen* Verhältnisses in mancherlei Aufsätzen und Briefen Fontanes spiegelt, als Thema weder in der neueren Fontaneliteratur, noch im neuesten, dazu prädestinierten Werk der Ibsenliteratur² behandelt wird, soll ihm hier ein wenig nachgegangen werden.

Ein Distichon, das Fontane im Anschluß an eine Berliner Aufführung der „Frau vom Meere“ (5. 3. 1889) niederschrieb, zeigt in seiner Mischung von Humor und Ernst, Ironie und leichtem Sarkasmus bereits die Grundtendenz seines so charakteristisch ambivalenten Verhältnisses zu Ibsen:

„Ellida leidet an Sehnsucht, an Sehnsucht nach Meer und nach Meeremann.

Freiheit heilt sie. Es geht. Aber es geht mir zu flink.“³

Man muß schon die dazugehörige Theaterkritik vergleichen, um den Hintergrund und die Absicht dieser aphoristisch-ironischen Sentenz besser verstehen zu können. Fontane hat zu dieser Aufführung drei (!) ausführliche Rezensionen geschrieben, die alle im März 1889 in der *Vossischen Zeitung* erschienen sind.⁴ Hier wird nun auch das ironische „Es geht. Aber es geht mir zu flink“ näher erläutert: „In dieser ‚Frau vom Meere‘ ist das Tempo verfehlt, und wir müssen zuletzt statt eines Schrittes einen Sprung machen. Der Sprung geht in die rechte Richtung, und das ist dem Stück zum Heil und erleichtert seine Verteidigung. Aber daß es dieser Verteidigung bedarf, ja dieser Verteidigung auch wohl seitens der größten Ibsenverehrer bedürfen wird, das ist doch die Schwäche des Stückes.“⁵

Damit ist bereits die komplexe Zwiespältigkeit genau umrissen, mit der Fontane – er zählt sich selbst stets zu den Ibsen-Verehrern⁶ – sich immer wieder zum Werk des großen Norwegers äußert. Dem Angriff folgt fast stets die Verteidigung – und umgekehrt, so auch dann in der dritten Rezension des kritisierten Stückes: Die „Frau vom Meere“ sei vielleicht „das angreifbarste von Ibsens Stücken, aber vielleicht auch das genialste, das kühnste“, und Fontane sieht mit ungemein sicherem Blick, daß Ibsen als „Terraineroberer“ der Dramatiker des Zukünftigen ist, und daß sich zugleich mit dem Beginn des „modernen Dramas“ auch die Kategorien des Menschlichen auf dem Theater nachdrücklich verändern werden. In unnachahmlichem Plauderton „peilt“ dabei Fontane verschiedene Dimensionen und „Tiefenlotungen“ des Verständnisses an: „Es hat Jahrhunderte *ohne* Ellidas gegeben, jetzt kommen die Jahr-

hunderte *mit*. Und weil sie da sind, diese nervösen Frauen, zu Hunderten und Tausenden unter uns leben, so haben sie sich, einfach durch ihre Existenz, auch Bühnenrecht erworben. Oder will man ihnen gegenüber von ‚Krankheit‘ sprechen? Was heißt krank? Wer ist gesund? Und *wenn* krank, nun so bin ich eventuell fürs Kranke... Ich lebe mit Kranken wie Ellida (namentlich wenn sie wie Fräulein Clara Meyer aussehen) lieber als mit der Mehrzahl der Gesunden, die mir in meinem Leben vorgestellt wurden.“⁷

Als Ibsen in Berlin so recht bekannt wurde (1887), war Fontane schon beinahe 70 Jahre alt. Umso erstaunlicher ist es, wie der alte Dichter stets *für* die neue dramatische Literatur eintritt, die durch die Gründung der *Freien Bühne* auch ihr eigenes Forum bekommen hatte.

Ibsen hatte 1887 eine Einladung nach Berlin angenommen, wo ihm zu Ehren im Residenztheater eine „private“ Aufführung der „Gespenster“ gegeben wurde, nachdem die Polizei jede öffentliche Wiedergabe des Stücks aus Gründen der Sittlichkeit untersagt hatte. Ibsen selbst schreibt über diesen Besuch begeistert an Julius Hoffory, der zu dieser Zeit Professor für skandinavische Literatur in Berlin war: „Meinen Besuch in Berlin und alles, was damit in Verbindung steht, betrachte ich als ein wahres und großes Glück für mich. Er hat auf meinen Geist wunderbar erfrischend und verjüngend gewirkt und wird auch ganz sicher seine Spuren in meiner zukünftigen Dichtung hinterlassen.“⁸ Mit der Aufführung der „Gespenster“ anlässlich dieses Besuchs beginnt die eigentliche Konfrontation des Theaterkritikers Fontane mit Ibsens Werk. Die Aufführung war zunächst von dem Ibsen-Protagonisten Paul Schlenther⁹ in der *Vossischen Zeitung* vom 10. 1. 1887 uneingeschränkt begrüßt worden.¹⁰ In einem Anhang distanzierte sich jedoch die Redaktion von Schlenthers Darstellung mit Argumenten, die den überkommenen dramatischen Vorstellungen einer konservativ-bürgerlichen Mehrheit entsprachen: „Ein Kunstwerk soll uns Genuß, Freude, Erhebung bereiten, nicht Entsetzen, Qual und, was noch schlimmer ist, hoffnungslose Verzweiflung – auch dann nicht, wenn, was wir dem Ibsenschen Stück bestreiten, die Handlung auf Wahrheit beruht.“¹¹ Ibsen hatte diese Reaktion genau vorausgesehen, wie man einem Brief vom 5. 1. 1887 an seinen Verleger Frederik Hegel entnehmen kann: „Die ‚Gespenster‘ sind ein brennendes und dramatisches Problem in Deutschland geworden. In Berlin rechne ich mit mancherlei Widerstand bei der konservativen Presse.“¹²

Einen Tag vor dieser Auseinandersetzung in der *Vossischen Zeitung*, also am 9. 1. 1887, hatte Fontane bereits an Schlenther geschrieben, sich für den „großen Genuß“ der Ibsenaufführung bedankt und ihn gebeten, ob er, Fontane, nicht einige Tage später eine zweite Besprechung folgen lassen könne: „Mich selber drängt es ebenfalls, etwas über dies merkwürdige Stück zu sagen... Von einem Widerstreit der Meinungen kann dabei gar keine Rede sein. Ich bin selbst so sehr die helle Bewunderung, daß ich mit meiner Altherrenweisheit weder Ihnen noch Ibsen sonderlich ins Gehege kommen würde. Nur den in den ‚Gespenstern‘ umgehenden gesellschaftlich-reformatorischen Schemen der Sittlichkeitsprätension

oder, wenn diese (was möglich ist) fehlen sollte, dem anspruchsvoll und unberechtigt zutage tretenden Pessimismus einer trotz scheinbarer Zutreffendheit *doch* verschrobener Weltanschauung würde ich entgegen treten. Die Bewunderung für die dichterische Arbeit bleibt: Abweichung nur im Letzten und Innersten.¹³ Die Redaktion der *Vossischen Zeitung* war natürlich gerne bereit, Fontane, der wegen seines abgewogenen Urteils vom Leserpublikum geschätzt wurde und auch bei den Fachleuten Achtung genoß, zu Wort kommen zu lassen, zumal sie vermutlich eine Bestätigung ihrer eigenen Ansichten erwartete. Fontane stellte sich jedoch überraschenderweise voll hinter Schlenther: „P. S. [= Paul Schlenther] ist dem eminenten Talente des Dichters, die Redaktion der im Publikum vorherrschenden Anschauung gerecht geworden, und so hat es in der Tat sein Mißliches (weil Anspruchsvolles) nachträglich noch als dritter in diesen Meinungsstreit einzutreten. Die hervorragende Bedeutung Ibsens und seines Werkes aber, über welch letzteres ein Wort zusagen es jeden Mann vom Fach drängen muß, läßt mich auf Indemnität bei den Lesern der Zeitung rechnen.“¹⁴ Ibsen habe in diesem Stück zwei Thesen über die Ehe „an seine neue Wittenberger Schloßkirche geschlagen“, die er, Fontane, für falsch halte, obwohl er Ibsens „Kunst und Technik... rückhaltlos bewundere“. Diese Thesen – Heirat nach Neigung oder, bei Geldheirat, Wiedergutmachung des „Fauxpas“ – diskutiert Fontane vor seinem Publikum mit der ihm eigenen Wärme und Anteilnahme, wobei er nicht „moralisch“ argumentiert, sondern wie immer das „Menschliche“ und den „Blick aufs Ganze“ betont: „All das, womit wir in diesen ‚Gespenstern‘ geängstigt und zum Wechsel unserer sittlichen Anschauungen gedrängt werden wollen, ist uralten Datums... Alles ruht in einer ewigen, immer neue Lebensströme spendenden Erhaltungshand, der es ein leichtes ist, die Sünden eines norwegischen Kammerherrn und noch vieler anderen Kammerherrn aus ihrer Kraft- und Gnadenfülle wieder wettzumachen... Die größte aller Revolutionen würde es sein, wenn die Welt, wie Ibsens Evangelium es predigt, übereinkäme, an Stelle der alten, nur scheinbar prosaischen Ordnungsmächte die freie Herzensbestimmung zu setzen. Das wäre der Anfang vom Ende. Denn so groß und stark das menschliche Herz ist, eins ist noch größer: seine Gebrechlichkeit und wetterwendische Schwäche.“¹⁵

Fontane ist also gegen die Revolution *des gesellschaftsbezogenen Inhalts*, wie in all seinen Äußerungen zum Thema Ibsen deutlich wird; aber er tritt unablässig für die *Revolution der künstlerischen Form*, d. h. für die Modernisierung des Dramas ein, wobei sich der ambivalente Ton seiner Äußerungen von 1887 bis 1898 nie ändert. Ablehnung und Zustimmung halten sich quantitativ wie qualitativ die Waage. Selbst Widersprüche sind, vor allem in den Briefen, nicht allzu selten. In einem Brief vom 22. 3. 1898 an Friedrich Stephany, den Chefredakteur der *Vossischen Zeitung* – die negativste Äußerung über Ibsen – wendet sich Fontane gegen den „unheimlichen Ibsenkultus“; er zieht Hauptmann vor, weil er „menschlicher, natürlicher, *wahrer* ist. Da quatscht jetzt jeder von Ibsens *Wahrheit*, aber gerade die spreche ich ihm ab... In der Mehrzahl seiner Dramen ist alles unwahr. Die bewunderte Nora ist die größte Quatsch-

lise,¹⁶ die je von der Bühne herab zu einem Publikum gesprochen hat ... Was ich mal Schlenther gesagt habe: ‚Nach dreißig Jahren (hoch gerechnet) ist Ibsen der Komik verfallen‘ – diesen Satz halte ich aufrecht. Daneben läuft eine ganz aufrichtige Bewunderung für das, was der Mann getan hat.“¹⁷

Hier hat sich Fontane, was die zukünftige Wertung betrifft, nachweislich geirrt; aber er revidiert sich schon zwei Monate später selbst, wieder in einem Brief an Stephany (vom 17. 5. 1898): „Ich bin Ibsen gegenüber fast ganz unverändert geblieben. In vorderster Reihe stehen doch Bewunderung und Dank, denn er ist ein großer Reformator unseres Bühnenwesens gewesen.“¹⁸ Ein Jahr zuvor hatte Fontane bereits in einem anderen Brief festgestellt, daß Ibsen, als „eine epochemachende Erscheinung“, auch in Zukunft eine Größe sein werde.¹⁹

Wie sind diese widersprüchlichen Äußerungen von der künftigen Lächerlichkeit und Größe Ibsens hermeneutisch zu erfassen und in einen zeitgeschichtlichen Bezug auf der einen Seite, zum anderen aber auch in einen Bezug zum Fontane- und Ibsenverständnis zu bringen? Zum ersten: Größe und Lächerlichkeit schließen einander als Gegensätze nicht unbedingt aus. Trotzdem sind sie für Ibsen keine brauchbaren Alternativen, bzw. relevanten Polaritäten. Man kann sich diese Widersprüche also nur aus dem inneren Engagement Fontanes erklären, das gerade deshalb als äußerst intensiv angesehen werden muß, weil die Widersprüche und damit die Spannungen innerhalb seines Ibsenverständnisses so groß waren. Gerade aber durch die „dialektische“ Auseinandersetzung entsteht erst das fruchtbare Ergebnis, das wir ja tatsächlich unleugbar vor uns haben, und das keineswegs mehr nur in jenem Angezogen- und Abgestoßen-Sein besteht. Die Widersprüche sind bei solcher Betrachtung dann recht eigentlich nicht mehr relevant. Denn erst aus den Widersprüchen formt sich ein Kapitel Theater- bzw. Literaturgeschichte, das einen Bezug zu beiden Autoren hat.

Die bereits erwähnte *Freie Bühne* – Otto Brahm und Paul Schlenther gehörten zu ihren Gründern – war in erster Linie ein Theater der Avantgarde. Dazu rechnete man vor allem Ibsen und Hauptmann, aber auch Bjornson, Tolstoi und Kielland. Es war also nur folgerichtig, daß Fontane Vergleiche zwischen Ibsen und Hauptmann anstellte, wobei er den deutschen Naturalisten dem Norweger recht einseitig vorzog: „Er [Hauptmann!] erschien mir einfach als die Erfüllung Ibsens. Alles, was ich an Ibsen seit Jahr und Tag bewundert hatte, das ‚Greift nur hinein ins volle Menschenleben‘, die Neuheit und Kühnheit der Probleme, die kunstvolle Schlichtheit der Sprache, die Gabe der Charakterisierung, dabei konsequenteste Durchführung der Handlung und Ausscheidung alles nicht zur Sache Gehörigen – alles das fand ich bei Hauptmann wieder, und alles, was ich seit Jahr und Tag an Ibsen bekämpft hatte: das Spintisierige, das Mückenseigen, das Bestreben, das Zugespitzte noch immer spitzer zu machen, bis dann die Spitze zuletzt abbricht, dazu das Verlaufen ins Unbestimmte, das Orakeln und Rätselstellen, Rätsel, die zu lösen niemand trachtet, weil sie vorher schon langweilig geworden sind,²⁰ alle diese Fehler fand ich bei Gerhart Hauptmann *nicht*.“¹²

Diese Lobeshymne auf Hauptmann und die damit verbundene Kritik an Ibsen findet sich in einer Rezension der Uraufführung von Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang“, ein Werk, das Ibsen in jeder Hinsicht tief verpflichtet ist und ohne die Vorbilder in „Gespenster“ und der „Wildente“ kaum denkbar gewesen wäre.²² Diese Uraufführung fand am 20. Oktober 1889 in der *Freien Bühne* statt und rief in Berlin einen Theaterskandal hervor, der denjenigen bei der Aufführung von Ibsens „Gespenster“ zwei Jahre zuvor im Residenztheater bei weitem übertraf. Da die *Freie Bühne* jedoch gleichsam Vereinsstatut besaß, konnte die Polizei nicht eingreifen, und es war aus dem gleichen Grund auch zuvor schon juristisch möglich gewesen, Ibsens „Gespenster“ trotz Polizeiverbots immer wieder aufzuführen.²³ Fontane hat daher dieses Werk nach der bereits erwähnten Aufführung des Jahres 1887 im Residenztheater noch ein zweites Mal rezensiert, und zwar in einer Wiedergabe der *Freien Bühne* vom 29. 9. 1889, nur drei Wochen vor der Uraufführung von Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang“. Hier äußert sich Fontane nach einer positiven Kritik über Schauspieler und Regisseur noch einmal grundsätzlich über das Ibsensche Stück. Mit sanfter Ironie zweifelt er an der – damals durch Darwin recht modernen und modischen – Vererbungslehre, da die Menschen ja sonst „an ‚Versumpfung‘ längst zugrunde gegangen“ wären. Die tiefe Wirkung des Stücks führt Fontane auf „Ibsens Glauben“ und „den künstlerischen Ernst seines Schaffens“ zurück, wobei eben die „Macht der Überzeugung“ und nicht die der Wahrheit den wesentlichen Wert dieses Werkes ausmachten. Fontane stellt diese neue Dramatik mit theatergeschichtlichem Spürsinn dem alten „Aufführungspomp“ der Klassikerinszenierungen entgegen, wo man „das Seitenstück zu den leeren Kirchen“ sehen könne. Der neue Weg der dramatischen Kunst werde schließlich „nach mancher Irrfahrt“ auch noch das Schöne finden. Hier verfällt dann Fontane plötzlich in die alten ästhetischen Kategorien von der Schönheitsverpflichtung des Kunstwerks: „Daß es an dieser Schönheit den Ibsenschen ‚Gespenstern‘ noch gebricht, ist zuzugestehn, aber dies Fehlende nimmt nicht Formen an, die das Verbot der Aufführung – wie’s, soviel ich weiß, für Berlin existiert – zur Pflicht machen können.“²⁴ Auch hier treffen wir wieder auf eine Ambivalenz, allerdings anderer Art: dem Schönheitsanspruch, der ja konservativ ist und der Fontane mit der vorherrschenden Ästhetik verbindet, tritt der Anspruch auf die Freiheit der Kunst und die Abschaffung der Zensur entgegen. Das ist allerdings, wie man aus vielen Äußerungen Fontanes entnehmen kann, kein revolutionäres Programm, sondern ein Hinweis auf die Notwendigkeit einer Evolution im Verhältnis von Gesellschaft und Kunst. Von daher ist es auch verständlich, daß Fontane Ibsens *Realismus* so sehr schätzt, seine *Rhetorik* hingegen gänzlich ablehnt. Auch hier sieht er wohl den Dualismus von Altem und Neuem, wobei er nur den Realismus als das Neue begrüßen kann. Einen besonders tiefen Eindruck hatte daher auf ihn der Realismus in der „Wildente“ gemacht. In der Besprechung einer Aufführung des Residenztheaters vom 21. 10. 1888 zieht er das Werk den „Gespenstern“ noch vor, sieht aber auch die Gemeinsamkeiten der beiden Dramen,

nämlich „die Wahrheit und Ungeschminktheit in der Wiedergabe des Lebens, ... die pessimistische Weltanschauung“. Der Zustimmung folgt jedoch sogleich eine Modifizierung des Urteils, ja eine Distanzierung: er stimme zwar sehr „der Ibsenschen Gesamtanschauung“ jedoch nicht „jedem Einzelparagraphen“ zu. Die „Wildente“ ist für Fontane von den Fehlern der „Gespenster“ frei: „was hier gepredigt wird, ist echt und wahr bis auf das letzte Tüttelchen, und in dieser Echtheit und Wahrheit der Predigt liegt ihre geradezu hinreißende Gewalt.“ Am meisten imponiert ihm die Fähigkeit Ibsens, „das Alltagsdasein in eine Beleuchtung zu rücken, daß das, was eben noch Gleichgültigkeit und Prosa war, uns plötzlich mit dem bestrickendsten Zauber der Poesie berührt. Im zweiten Akt der ‚Wildente‘ sitzt die Ekdalsche Familie am Tisch, Mann, Frau, Tochter, und die Frau rechnet eben ihr Wirtschaftsbuch zusammen: Brot 15, Speck 3, Käse 10, ja – s’geht auf, und dabei brennt die kleine Lampe mit dem grünen Deckelschirm, und die Luft ist schwül, und das arme Kinderherz sehnt sich nach einem Lichtblick des Lebens, nach Lachen und Liebe – ja, *das* packt und erschüttert das Herz trotz 10-Pfennig-Käse, und ein Jambentragödienschreiber, der aus Jugurtha und Catilina nie herausgekommen, er watet daneben umsonst durch Blut und Redensarten“.²⁵

Man muß sich hier vielleicht auch das eigene dichterische Werk Fontanes vergegenwärtigen, um zu verstehen, warum ihn alles Pathetische so unangenehm berührt, und warum er immer wieder eine Lanze für das „Alltägliche“ bricht. Die „schwierigen letzten Fragen“ sollen eben, wie es in der Wildentenbesprechung heißt, „in der Schweben“ bleiben, und Fontane hält den für wenig beneidenswert, für den sie abgeschlossen sind. Diese Haltung, die ja auch das Fundament zum Verhältnis zu Ibsen ist, findet sich in all seinen Romanen wieder, wobei der Humor (der bei Ibsen durch die gänzlich verschiedenen Kategorien von Ironie und Sarkasmus ersetzt wird) die Funktion eines Bindeglieds zwischen überhöhter und alltäglicher Welt hat. Man braucht sich beispielsweise nur an den Beginn von „Mathilde Möhring“, einem Werk aus dem Nachlaß Fontanes zu erinnern, wo man auf die genau gleiche Art von Realismus wie in der geschilderten Szene der „Wildente“ trifft, wobei jedoch der tiefe Ernst (nie Pessimismus im Gegensatz zu Ibsen!) des Inhalts durch den Humor keineswegs gefährdet wird. Dieser Realismus des Details, des Alltäglichen, findet sich bei Fontane auf Schritt und Tritt, sei es in „Irrungen Wirrungen“ oder „Effi Briest“, und genau wie bei Ibsen solche Passagen zum funktionalen Ablauf des Dramas gehören, gehören sie bei Fontane zur Funktion des *Erzählens*, und keineswegs nur zum Inhalt. Fontane begrüßt nun Ibsen als *den* Erneuerer, der diese Methode der Verbindung von Formal-Inhaltlichem auch im Drama anwendet und damit den Realismus auf die Bühne bringt. Daher ist Fontane allein schon die *Beschäftigung* mit dem Dramatiker Ibsen „ein ganz besonderes Vergnügen“, wie er drei Tage nach der oben erwähnten Aufführung an Georg Friedlaender schreibt: „Haben Sie vielleicht gelesen, was ich, in der Montag Abendnummer der Vossin, über Ibsen und seine ‚Wildente‘ geschrieben habe? Solche Kritiken erquicken vielleicht keinen anderen,

aber sicherlich *den*, der sie schreibt, weil er in ihnen Gelegenheit findet, sich an die schwierigsten Fragen heran zu machen, nicht um sie zu lösen, aber doch um sie zu stellen. Und schon in dieser bloßen Fragestellung, die gleichbedeutend ist mit einem Absagebrief gegen das Alte, liegt eine Art Genuß.²⁶

Dieser „Genuß“ ist sogar in zweifacher Hinsicht vorhanden, nämlich in der Beschreibung des Objekts Ibsen und der damit verbundenen Diskussion der Dialektik von Altem und Neuem („Absagebrief an das Alte“), ein Thema, das Fontane vielleicht am meisten von allen interessiert und für das Ibsen nur ein Symptom, ein Muster gleichsam ist, zum anderen aber ein Vergnügen, das in der bewußten Tätigkeit der intellektuellen Sprachformung liegt; und diese Aufsätze gehören, was Beherrschung der Zwischentöne, Gleiten der Ebenen und intelligente Diktion, ja was Sprachformung überhaupt betrifft, ganz sicher zu den besten deutschen Prosaleistungen. Der Essay ist hier eindeutig Literatur geworden. Der „Wert“ der Kritiken ist demnach auch für den Leser ein zweifacher: das Interesse darf Form und Inhalt der Rezensionen gleichermaßen gelten. Von welchen Kritiken kann man das schon oft sagen?

Aber auch die Briefe sind durch die Qualität von Inhalt und Form und durch ihre öffentlichkeitsbezogenen Aussagen keineswegs mehr etwas nur Privates. In der Kraßheit der heterogenen Kritik an Ibsen („Ablehnung unter Bewunderung!“) übertreffen sie allerdings teilweise bei weitem die Theaterrezensionen. Als Beispiel diene ein Brief an Otto Brahm, Mitbegründer und Regisseur der *Freien Bühne*, vom 14. 1. 1895 über das Thema „Klein-Eyolf“: „Zunächst nochmals schönsten Dank für den Klein Eyolf-Abend. Es hat mich doch alles – oder fast alles – aufs höchste interessiert. Das Heraufziehen und Einschlagen der Schicksalsmächte (Schluß des ersten Aktes) ist von mächtiger Wirkung, und der ganze zweite Akt gibt sich ohne Abzug großartig, zählt zu den Großtaten aller Literatur überhaupt. Akt 3 fällt ab und ist beinahe langweilig. Der Asta Aus- und Abgang streift das Ridiküle, und auch der Dialog zwischen Rita und Allmers ist mir zu ibsensch-doktrinär. Trotzdem bleibt das Ganze eine kolossale Leistung und überwindet bis zu einem gewissen Grade sogar meine Bedenken, die sich gegen das Fundament des Ganzen richten. Dies Fundament ist der Charakter Ritas . . . Er ist im *Maß* vergriffen. Natürlich. Wer rechnet, ist immer in Gefahr, sich zu verrechnen. Die einfache dumme Kuh trifft immer das richtige Gras.“²⁷ Die Ironie und der Humor des letzten Satzes sind nahezu unübertrefflich. Man muß schon andere zeitgenössische Urteile über das Stück vergleichen, um zu ermessen, wie nahe Fontane an den Kern des Ganzen kommt. Der dritte Akt des Werkes gilt natürlich auch heute noch als eine schwächere Leistung,²⁸ das Stück selbst aber als eines der geheimnisvollsten, das ungemein schwierig aufzuschlüsseln ist, vor allem was die Objektivierung des Mythischen in der Gestalt der „Rattenmamsell“ betrifft. Gegenüber Fontanes Verständnis wirkt Georg Brandes' (der ja immerhin auch zu den ganz Großen in der Geschichte der Literaturkritik gehört) Interpretation des Werks als „das Verhältnis von Eltern zu einem Kind“²⁹ vergleichsweise naiv. Ibsen selbst hat in einem Interview mit

dem deutschen Literaturforscher Zschalig solche Interpretationen zurückgewiesen: „Meine Absichten waren allzeit rein dichterisch,³⁰ argumentiert er ähnlich wie Fontane.

Wie sehr dieser *hinter* die Dinge sah, zeigt auch eine Rezension von Kiellands „Auf dem Heimweg“ (Aufführung vom 7. 4. 1890). Fontane geht hier der „Norwegerei“³¹ auf den Grund und wendet sich, wie schon oft bei Ibsen, gegen die „verschrobenen Tendenzen, die so viele norwegische Stücke kennzeichnen“, und er attestiert ihnen „beinah ausnahmslos etwas Geschraubtes“ und einen „grenzenlosen geistigen Hochmut, der aus all diesem Gehabe spricht“.³² Man glaubt beinahe, Ibsen selbst zu hören, der seinen norwegischen Landsleuten immer wieder ähnliche Vorhaltungen machte: „Niemals habe ich mich fremder gefühlt gegenüber dem Thun und Treiben meiner norwegischen Landsleute als nach den Lektionen, die mir das vergangene Jahr erteilt hat. Niemals mehr abgestoßen. Niemals unbehaglicher berührt.“³³ Auch die Klischees, die sich in die norwegische Literatur des ausgehenden 19. Jahrhunderts eingeschlichen hatten, erkennt Fontane mit scharfem Blick: „der frömmelnde norwegische Pfarrer, der immer wieder an den Pranger der Lächerlichkeit gestellt wird,³⁴ ist nicht mehr auszuhalten.“³⁵ Wie sehr Fontane feinere Qualitätsunterschiede zu registrieren wußte, beweisen dieser „Verriß“ des tatsächlich doch etwas schwachen Kiellandschen Einakters und die Kritik über Bjornsons „Ein Handschuh“ (Aufführung vom 15. 12. 1889), in der er sich sehr positiv mit diesem Hauptwerk der norwegischen Literatur auseinandersetzt.³⁶

Am 20. September 1898 ist Fontane gestorben, so daß er Ibsens letztes Werk „Wenn wir Toten erwachen“ nicht mehr kennenlernen und sich dabei auch nicht erneut zur Ibsenfrage äußern konnte. So unakademisch und selbstverständlich er das gute zehn Jahre lang getan hatte, so intensiv und engagiert waren diese Äußerungen gewesen. Ein humorvoller Brief an Stephany zeigt, wie durch den Humor und die Selbstironie dieses Engagement schließlich sogar noch einen persönlichen Bezug erhält: „Neulich war Rittershaus bei mir, der das Pulver nicht erfunden hat. Aber eines war doch sehr gut. Er sagte: ‚Sehen Sie, dieser Ibsen. Man kann nicht drei Seiten lesen, ohne zu merken, daß er Apotheker war.‘ Wie mir dabei zu Mute wurde, können Sie sich denken; im Hause des Gehenkten spricht man nicht vom Strick.³⁷ Aber trotz dieses Angstgefühls, trotzdem ich mir die Frage vorlegen mußte: ‚Wie steht es denn mit dir? merkt man es auch?‘, trotz alledem fand ich es vorzüglich. Überall der kleine, kluge, verrückte Apotheker, der sich, weltabgeschieden, in eine furchtbare Frage einbohrt... Alles verrückt und manches noch sehr unangenehm, wie z. B. in ‚Rosmersholm‘, was, glaub ich, der kleine Brahms ganz besonders schön findet. Ich in meiner Eigenschaft als zwischen zwei Stühlen Sitzer bin schlimm dran. Keinem kann ich's recht machen.“³⁸ Die Ambivalenz der Meinung bleibt also, und das ist typisch für Fontane, bis ins Private bestehen, vielleicht gerade, weil er differenzieren will, wenn es um „Grundfragen“ geht; und darum geht es bei Ibsen doch immer!

Gerade in diesem dialektischen Spiel von Bejahung und Ablehnung und

in der Fülle des Wissens über die Dinge — man kann dem Schlagwort von der Altersweisheit nur schlecht ausweichen, da es ja zutrifft — liegt aber der ungemeine Reiz dieser Kritiken über „das große nordische Orakel“³⁹ auch für den modernen Leser, da sie als einige der wenigen zeitgenössischen Äußerungen aus der Epoche Ibsens sich nicht auf die Einseitigkeit von unkritisch-schrankenloser Zustimmung oder verständnisloser Ablehnung festlegen.

Anmerkungen

- 1 Anregungen zum Thema verdanke ich Herrn Professor Müller-Seidel, München.
- 2 Die ältere Literatur, z. B. Rüdiger R. Knudsens Werk *Der Theaterkritiker Theodor Fontane* (Berlin 1942), hatte noch nicht die Fülle des Materials zur Verfügung, wie die neuen Fontaneeditionen, z. B. *Sämtliche Werke* (München 1959 ff.), sie bieten. In David E. R. Georges Buch *Henrik Ibsen in Deutschland. Rezeption und Revision* (Göttingen 1968) (= Palaestra 251) wird der Name Fontane an keiner Stelle erwähnt. Inzwischen erschien: „Ibsenspuren im Werk Fontanes u. Thomas Manns“. In: *DVj* 43 (1969), S. 289–296. Anni Carlsson befaßt sich hier nicht mit dem Theaterkritiker Fontane.
- 3 *Allerlei Gereimtes von Theodor Fontane*, hrsg. v. Wolfgang Rost (Dresden 1932), S. 200.
- 4 *Theodor Fontane: Causerien über Theater*. Bd. 2 (München 1964), S. 598–611. Im folgenden abgekürzt als: *Causerien II*.
- 5 *Causerien II*, S. 603.
- 6 Vgl. den Brief an Guido Weiß vom selben Jahr: „Ich bin auch scharf Ibsenianer, aber Ibsenianer mit siebzig.“ In: *Briefe Theodor Fontanes*. Zweite Sammlung, hrsg. v. Otto Pniower und Paul Schlenther. Bd. 2 (Berlin 1910), S. 207. Im folgenden abgekürzt als: *Briefe II,2*.
- 7 *Causerien II*, S. 609 ff.
- 8 Brief vom 4. 2. 1887. In: *Henrik Ibsen: Samlede verker*. Hundrearsutgave. (Oslo 1928 ff.) Bd. XVIII, S. 127.
- 9 der später auch mit Julius Elias zusammen die deutsche Gesamtausgabe von Ibsens Werken besorgte, zugleich aber auch die zweite Sammlung von Fontanes Briefen herausgab (vgl. Anm. 6).
- 10 Ibsen bedankt sich daher in dem Brief an Hoffory auch herzlich bei Schlenther. Vgl. auch den Brief vom 8. 11. 1887 an Hoffory (*Hundrearsutgave XVIII*, S. 145 f.)
- 11 *Vossische Zeitung* vom 10. 1. 1887, Nr. 14. Hier zitiert nach: Knudsen: *Der Theaterkritiker Theodor Fontane*, S. 163.
- 12 *Hundrearsutgave XVII*, S. 122.
- 13 *Briefe II,2*, S. 121 f.
- 14 *Causerien II*, S. 690 ff.
- 15 *Ibid.*, S. 694
- 16 Vgl. „Schafslise“ im Brief an Friedrich Spielhagen vom 16. 2. 1897. *Briefe II,2*, S. 420.
- 17 *Briefe II,2*, S. 459 f.
- 18 *Ibid.*, S. 465.
- 19 *Ibid.*, S. 417.
- 20 Diese Äußerungen, die wohl weniger Kritik, als intellektuelle Auseinandersetzung sein wollen (mit unbedeutenden Autoren befaßt man sich nicht so intensiv!), findet ihr epochengeschichtlich gar nicht so überraschendes Pendant

in den kritischen Literaturvorträgen Hamsums aus dem Jahre 1891, in denen der junge Dichter mit scharfer Zunge und schneidendem Intellekt über seine Zeitgenossen Ibsen, Bjornson, Kielland und Lie das Urteil spricht. Fontanes „Rätsel“ heißen hier „rätselvolle Tiefsinnigkeit“ und Hamsum meint, daß Ibsens „deutlicher Hang, Tiefsinn zu schwätzen“ im Zusammenhang mit den Deutschen zu sehen ist: „Was ist ‚Die Frau vom Meer‘? Ich weiß es nicht, ich weiß es schlechthin nicht, denn die Frau vom Meer schwätzt göttlich tief-sinnig. – Nein, das ist ja ein Buch für Deutsche... Und die Deutschen ergötzen sich daran und reiben sich die Hände – ah, wunderschön!“

- 21 Causerien II, S. 713 f.
- 22 Den „Sonnenaufgang“ und die „Sumpfluft“ sind direkte, wörtliche Paraphrasierungen der nämlichen Begriffe aus „Gespenster“ und „Die Wildente“.
- 23 Diese Praxis der Umgehung der Zensur durch die Aufführung verbotener Stücke in privaten Theaterklubs ist immerhin bis vor kurzem in England geübt worden.
- 24 Causerien II, S. 705 ff.
- 25 Ibid., S. 695 f.
- 26 Brief vom 24. 10. 1888. In: Briefe an Georg Friedlaender. Hrsg. u. erl. v. Kurt Schreinert (Heidelberg 1954), S. 98 ff.
- 27 Briefe II,2, S. 335.
- 28 Joachim Kaiser beispielsweise nennt im Vorwort zu einer neuen deutschen Ibsenausgabe den positiven Schluß „die einzig größere Schwäche, auf die man im Ibsenschen Spätwerk trifft“. In: Henrik Ibsen: Schauspiele in einem Band (Hamburg 1968), S. 25.
- 29 Georg Brandes: Henrik Ibsen (Kjobenhavn 1898), S. 171.
- 30 Hundrearsutgave XII, S. 191.
- 31 Die „Norwegerei“ war eine literarische Modeerscheinung in Deutschland, die bis in die dreißiger Jahre des neuen Jahrhunderts andauerte: alle skandinavischen Literaturprodukte wurden widerspruchslos vom Großteil des deutschen Publikums akzeptiert. „Skandinavien“ galt (wie heute bei den Möbeln!) als unbedingte Qualitätsgarantie. So konnten zweit- und drittrangige Autoren – das bezieht sich jetzt beileibe nicht auf Kielland! – in Deutschland enorm hohe Auflagen erzielen, zugleich aber in ihrer Heimat mehr oder weniger unbekannt bleiben.
- 32 Causerien II, S. 735.
- 33 Brief an Georg Brandes vom 10. 11. 1886. In: Hundrearsutgave XVIII, S. 113.
- 34 Auch hier ist nochmals eine nahezu vollständige Identität mit Hamsums Kritik anzumerken. Auch für ihn sind „Kiellands Personen ständig ganz bestimmte Charaktere, Menschentypen“, und auch er kritisiert das Klischee vom norwegischen Pfarrer („Pfarrer sind Heuchler“): „Was soll denn Modernes an Kiellands Zeichnung von Pfarrern sein? Schon seit Kierkegaards Tagen ist es bei uns beinahe Brauch gewesen, Pfarrer ein wenig schlechter zu machen als andere Leute in der Literatur“.
- 35 Causerien II, S. 735.
- 36 Ibid., S. 723 ff.
- 37 Fontane hat ebenso wie Ibsen seine Laufbahn als Apothekerlehrling begonnen.
- 38 Briefe II,2, S. 217 f.
- 39 Ibid., S. 258.

[Die Veröffentlichung erfolgt mit Genehmigung der Redaktion der Zeitschrift „Edda“, Oslo.]

John Phillips (England, z. Zt. München)

James Hudson: Fontanes rätselhafter Bekannter

Wer den englischen Bekanntschaften Theodor Fontanes nachzugehen versucht, begegnet manchen Schwierigkeiten und Überraschungen. Im Tagebuch und in den Briefen Fontanes erfahren wir von einem gewissen James Hudson, der Hanover Square 12 wohnte; seiner Tochter erteilte der Dichter während seiner Londoner Zeit im Sommer 1852 Unterricht in der deutschen Literatur. Das Unterrichts-Honorar war nicht viel — eine halbe Krone in der Stunde —, aber Fontane konnte, was die Bezahlung anbetraf, keine höheren Ansprüche stellen, obwohl er in mancher finanzieller Verlegenheit war. Er mußte sich über jeden Schüler freuen, zumal in diesem Fall die Schülerin aus der Gesellschaft zu stammen scheint. Ferner war der alte Hudson auch geneigt, den jungen Deutschen in seinem neuen, selbsterstrebten Beruf im fremden Lande zu fördern. Er versprach für ihn ein Zirkular herauszugeben, das in keinem geringeren Journal als dem berühmten „Athenäum“ erscheinen sollte. Aber der Erfolg ließ auf sich warten. Fontane war im Begriff, aufzugeben und die Heimreise anzutreten, als Hudson bei ihm erschien und erklärte, daß das Zirkular erst im nächsten Monat im „Athenäum“ erscheinen würde. Fontane war beruhigt und blieb noch einen Monat in London.

Dies war aber nicht der einzige Versuch, den Hudson unternahm, um Fontane zu helfen. Er vermittelte dem jungen Schriftsteller auch die Möglichkeit, der Brentforder Parlamentswahl am 1. September 1852 beizuwohnen, welche Fontane im Kapitel „Die Middlesex-Wahl“ seines Buches „Ein Sommer in London“ beschrieb und die, wie Hans-Heinrich Reuter meint, seinen dichterischen Niederschlag im Kapitel über die Rheinsberg-Wutzer Wahl in „Der Stechlin“ später fand.¹ Außerdem wohnte Fontane der Wahl während der Unterrichtsstunden bei, die dann ausfielen, aber für die Hudson trotzdem bezahlte, genau so wie für das Zirkular, das er für Fontane herausgegeben hat. Fontane bestätigte in einem Brief an Emilie vom 6. August 1852: „Der Alte hat mich wie ein Gentleman bezahlt“.²

James Hudson schien also Theodor Fontane mehrere Dienste erwiesen zu haben. Dies veranlaßte Fontane offenbar, sich während seines dritten und letzten Aufenthaltes in London, im September 1855, nochmals an Hudson zu wenden. Aber ohne Erfolg. Hudson war verreist, wahrscheinlich, wie Fontane in einem Brief vom 19. September 1855 an Dr. Ludwig Metzger berichtet, nach Paris.³ Gerade in diesem Brief versäumt Fontane nicht zu erwähnen, wie es ihm fehle, „den Rat und die Unterstützung eines feinen, literarisch gebildeten und selbst schriftstellerisch tätigen Mannes“ im Moment nicht in Anspruch nehmen zu können. Wer aber war dieser James Hudson? Was ist mit ihm dann geschehen? In den Schriften Fontanes wird er später nicht mehr erwähnt.

Die Antworten auf diese Frage sind schwer zu geben, denn die Nachforschungen in England geben zum Teil ein merkwürdiges, sogar schreck-

liches Bild von diesem Manne. Es ist zum Teil ein so tragisches Bild, daß man meinen könnte, es handelte sich hier um einen anderen James Hudson als um den, den uns Fontane bereits vorgestellt hat. Und doch scheint diese Möglichkeit ausgeschlossen zu sein. Aber zum Ergebnis der Nachforschungen selbst:

James Hudson dürfte im Jahre 1804 geboren sein. Vom 6. April 1826 bis zum 2. April 1835 war er der zweite Sekretär der berühmten Royal Society, die immer noch eine große fördernde Rolle in der geistig-wissenschaftlichen Geschichte Englands spielt. Von der Begründung des später wohlbekannten Vereins für Landwirtschaftler an – unter ihnen befanden sich die reichsten Gutsbesitzer des Landes – „The Agricultural Society of England“ am 27. Juni 1838 bis kurz vor seinem Tode war Hudson Sekretär. Während seiner Amtszeit scheint er seinen Dienst gewissenhaft ausgeführt zu haben. Später gewährte Königin Victoria der Gesellschaft das Privileg, sich als eine königliche Gesellschaft zu bezeichnen. Alles schien für Hudson gut zu gehen, bis zu seiner Entlarvung am 4. Mai 1859, als entdeckt wurde, daß er sämtliche Summen, die er im Auftrag seiner Gesellschaft empfangen hatte, nicht auf das Konto der Gesellschaft einbezahlt. Am 27. Mai suchten ihn einige Offiziere der Gesellschaft in seinem Büro auf – er wohnte und arbeitete in Hanover Square 12, wo die Gesellschaft ihr Hauptquartier hat – und verlangten von ihm eine Erklärung. Nahe am Zusammenbruch verweigerte er sie und begnügte sich mit dem Versprechen, das Geld an die Gesellschaft zurückzuzahlen, was sich bald als unmöglich erwies. Dies bestätigte er einem Offizier der Gesellschaft und fügte hinzu, seine Arbeitgeber könnten ihn entweder vernichten oder mit Rücksicht auf seinen langjährigen Dienst auf das veruntreute Geld – etwa 2 000 Pfund Sterling, damals eine immense Summe – verzichten, oder ihm die Möglichkeit geben, es ihnen später in Raten zurückzuzahlen. Aber er wurde enttäuscht, am 22. Juni wurde er unmittelbar seines Amtes enthoben, verließ kurz darauf London und fuhr zu seiner Schwester in der Nähe von Manchester. Dort starb er sechs Tage später am 28. Juni 1859.

Die Ursache seines Todes wurde als „kranke Leber“ auf seinem Totenschein angegeben, aber die Diagnose wurde nicht – was in England üblich ist und war – von einem Arzt bestätigt. Auch hat es sich bis jetzt als unmöglich erwiesen, festzustellen, wo und ob er kirchlich beerdigt wurde. Die rätselhaften Umstände seines Todes lassen den Verdacht von Selbstmord aufkommen. Die Londoner Times brachte eine kurze Mitteilung über sein Ableben. Diese wurde offenbar von der Familie verfaßt, da er immer noch als Sekretär der Königlichen Landwirtschafts-Gesellschaft bezeichnet wurde. Nachkommen seiner Familie haben wir nicht feststellen können. Wir wissen nur aus dem Protokoll der Gesellschaft, daß seiner Witwe und den Kindern 5 Prozent vom Wert des seinen Gläubigern zustehenden Vermögens überlassen wurde. Sein Testament selbst bezeugt, daß der Wert seines Nachlasses unter zwanzig Pfund Sterling lag.

Das Ganze bleibt ein Rätsel: warum wurde James Hudson nach einem

so ruhmvollen und nützlichen Leben plötzlich zum Verbrecher? Ob er dies nicht vielleicht auch vorher war; ob es sich tatsächlich um denselben James Hudson handelt, den Fontane kannte, sind Fragen, die wir wahrscheinlich nie befriedigend beantworten können. Daß es derselbe James Hudson war, scheinen Name, Anschrift und Alter hinreichend zu beweisen. Sein Charakter jedoch will nicht zu den Andeutungen Fontanes passen. Man ist fast geneigt, an eine charakterliche Doppelexistenz, an „Dr. Jekyll und Mr. Hyde“ zu denken.

Anmerkungen

- 1 Reuter, Hans-Heinrich: Fontane. München 1969. S. 267.
- 2 Fontanes Briefe in zwei Bänden. Hg. von den Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der Klassischen Deutschen Literatur in Weimar. Ausgewählt und erläutert von Gotthard Erler 1963. Bd. 1. S. 109.
- 3 Fontane, Theodor: Aus England und Schottland. Unter Mitwirkung von Kurt Schreinert herausgegeben von Charlotte Jolles. München 1963. S. 542.

Auf den Spuren des Leopold Treibel

Ungedruckter Nachlaß Theodor Fontanes. Vermutlich an Frau Anna Witte, Rostock und wahrscheinlich aus 1883 (Juni oder August). Nach dem Konzept im Reisetagebuch von 1883. (Fontanearchiv Ca 409.)

Hochverehrte Frau, teuerste Freundin. Meine letzte literarische Tat hier sollen diese Zeilen an Sie, hochverehrte Freundin, sein, in denen ich Ihnen, eine von unserm kleinen Standpunkt aus angesehen, allerwichtigste Frage vorlegen und Ihr Urteil, Ihren Rat erbitten möchte.

Natürlich handelt es sich um Martha, und beinahe ebenso natürlich um den nebelhaft und unfaßbar am Horizont ziehenden Bräutigam in spe oder noch nicht in spe: Rudolf Schreiner.

Sie begreifen, daß uns diese Frage seit lange beschäftigt, und seit dem unglücklichen Examen-Ausgange geradezu Sorge macht. Was wir in Bezug auf das Examen, so oder so, und als eine natürliche Konsequenz desselben erwarteten, war das folgende: 3 oder 8 Tage nach glücklich bestandnem Examen wird er kommen und um Martha anhalten; mißglückt aber sein Examen, so wird er freilich nicht um sie anhalten, wird aber irgendwelche Schritte tun, um sich „im Stillen“ ihrer zu versichern. Daß das erstere nicht geschehen ist, weil es nicht geschehen konnte, wissen wir. Aber wie steht es nun mit dem zweiten? Hat ein solches sich „im Stillen“ ihrer versichern stattgefunden, jetzt oder vielleicht auch früher schon? Darauf kommt es uns an! Dies möchten wir gern erfahren. Hat es stattgefunden, aber auch *wirklich*, und zwar in klaren, baren Worten, d. h. also stattgefunden über den berühmten Händedruck, Korridorkuß und Fußspitzengruß hinaus (die samt und sonders in meinen Augen gar nichts bedeuten), so haben wir Eltern in dieser Sache weiter nichts zu sagen. Denn wir haben durchaus nichts gegen stille Verlobungen, auch nichts gegen jahrelanges Warten. Wir selber haben jahrelang gewartet.

Also noch einmal, haben irgendwelche Zusicherungen, aber auch wirklich Sicherungen im Stillen stattgefunden, so betrachten wir alles als abgemacht und erledigt und haben nicht nötig irgend was noch in dieser Sache zu sagen oder zu tun. Aber, ich frage nochmals, haben solche stillen Zusicherungen stattgefunden. Ich glaube, nein. Und mit Rücksicht darauf ist bis auf weiteres unsere Meinung die folgende:

Hat sich R. S. nicht erklärt, weder jetzt noch früher, hat er sich weder jetzt noch früher Martha's versichert, und zwar in nicht zu mißverstehender Weise versichert, so find' ich die ganze Sache, das Mindeste zu sagen, nachgerade höchst sonderbar; es liegt dann ein Maß von Indifferenz und „Seelenruhe“, von Nicht-Achtung oder wenigstens Nicht-Rücksicht, oder andererseits, wenn durchweg auf die Korrektheit und Bieder-mannschaft hin angesehen und ausgespielt werden soll, ein Maß von Ehrpußlichkeit, Ledernheit und Philisterei vor, wovon ich mir — es liege nun so oder so — kein Heil versprechen kann. Mit solchem amphibiolen Abwartemann sich durch's Leben zu schleppen, der immer nur zu Bier geht, und seine Kinder um Gottes willen und weil's doch mal hergebracht ist im halben Dussel zeugt, ist auch kein Vergnügen.

Wir sind also, wenn seitens R. S.'s nichts geschehen sein sollte, was als stilles, aber bindendes Verlöbniß angesehen werden kann, der Meinung, daß Martha, sobald sie nach Berlin zurückkehrt (und wenn es nur auf 3 Tage wäre) der Familie sans gêne die Pistole auf die Brust setzte und in vollkommen berechtigtem Tone fragen muß: „Kinder, was denkt Ihr Euch denn eigentlich?“ oder aber wenn sie diese Frage zu tun nicht gewillt ist, einfach einen geordneten Rückzug anzutreten. Sie ist dies nicht bloß ihrem Glück, sonder auch ihrer Ehre schuldig. Länger zu warten, immer weiter und weiter, ohne Recht und Pflicht dazu, ist lächerlich, verächtlich.

Wir sind, wie Sie zweifellos aus diesen Zeilen herauslesen werden, einigermaßen gereizt. Aber ich glaube diese Gereiztheit ist unser gutes Recht. Liegt es so, wie's wahrscheinlich nicht liegt, so werde ich meinerseits nicht anstehn, hinterher gern zu revozieren; liegt es aber, wie ich fürchte, daß es liegt, so kann ich nur aufs Bestimmteste wiederholen, daß ich für solche Duschenschaft und Pappstoffelei gar keine parlamentarischen Ausdrücke habe. Ich halte (ganz im Gegensatz zu meinem Renomee) furchtbar viel von der Ehe und bin sehr fürs Heiraten. Es ist das Natürliche. Aber ich bin nicht so dafür, daß unter allen Umständen geheiratet werden muß. Bierfässer gehören in den Keller, aber nicht in die Brautstube.

Ihnen wird Martha längst reinen Wein eingeschenkt haben und wenn nicht, so wird sie's, denk ich, in dieser Veranlassung tun. Bitte, lassen Sie, hochverehrteste Frau, uns wissen, wie's steht, wie sich Martha (es liege nun wie's wolle) auch ferner dazu stellen gedenkt. Denn schließlich bleibt als Paragraph 1 immer das bestehen: „es ist ihre Sache“. Liegt ihr daran, ihre Jugend aufs Dustre und Ungewisse hin zu „verwarten“, so mag sie's tun. Ihr Glück und ihr Unglück ist aber ihr's. Uns liegt ob, ihr zu raten, sie aber mag sich entscheiden. [Ihr Theodor Fontane.]

Redaktioneller Nachtrag: Es handelt sich um eine maschinenschriftliche Abschrift Friedrich Fontanes, die sich im Fontane-Archiv befindet.

Martha Fontane (1860–1917), die einzige Tochter Theodor Fontanes, befand sich besuchsweise bei Frau Anna Witte, geborene Schacht (1835–1910), Gattin des Fontanefreundes Friedrich Witte (1829–1893), in Rostock.

Der in dem Brief erwähnte Rudolf Schreiner war Assessor und Sohn des Regierungsrates Schreiner, der eine geborene Gadebusch aus Swinemünde zur Frau hatte. Die Familie wohnte in Berlin, Anhaltstraße 10. Martha Fontane verkehrte im Hause Schreiner. Herr Professor Dr. J. M. Lange, Berlin, dem wir für den Hinweis dankbar sind, glaubt in dem früh verstorbenen Rudolf Schreiner das Urbild für Leopold Treibel in Fontanes Roman „Frau Jenny Treibel“ zu sehen.

Martha Fontane heiratete am 4. Januar 1899 den verwitweten Architekten Professor Dr. Karl Emil Otto Fritsch (1838–1915).

Sämtliche Angaben stammen aus dem Theodor-Fontane-Archiv der Deutschen Staatsbibliothek.

Aus der Arbeit des Theodor-Fontane-Archivs

Kataloge und Karteien

Dem wissenschaftlichen Benutzer stehen im Fontane-Archiv, neben den bekannten gedruckten Bestandsverzeichnissen, folgende Kataloge und Karteien zur Verfügung:

1. *Alphabetischer Katalog der Handschriften*, Fotokopien von Handschriften sowie der Abschriften von Handschriften aus dem Nachlaß der Familie Theodor Fontanes etwa 6500 Kt.
2. *Systematischer Katalog der Handschriften*, Fotokopien von Handschriften sowie der Abschriften von Handschriften aus dem Nachlaß der Familie Theodor Fontanes etwa 6500 Kt.
3. *Alphabetischer Katalog der selbständigen Schriften* sowie der wichtigen *Zeitschriften- und Zeitungsaufsätze* etwa 2500 Kt.
4. *Systematischer Katalog der selbständigen Schriften* und wichtigsten *Zeitschriftenaufsätze* (Zeitungsaufsätze sind hier nicht nachweisbar, da keine selbständige Signatur und Zugangs-Buch-Nummer) etwa 1100 Kt.
5. *Standortkatalog* der selbständigen *Schriften* (hier sind erfaßt die selbständigen bibliographischen Einheiten und größeren Zeitschriftenaufsätze, die bibliographischen Einheiten gleichgestellt werden und eine Zugangsbuch-Nr. erhalten) etwa 900 Kt.
6. *Schlagwortkatalog* der *Zeitungsausschnitt-Sammlung* von 1855 bis zur Gegenwart etwa 5700 Kt.
7. *Auskunftsapparat* über *Zeitgenossen* Fontanes, historische Persönlich-

- keiten, Institutionen, Redaktionen, mit denen Fontane Umgang pflegte bzw. die in seinem Gesamtwerk erwähnt werden
etwa 1700 Kt.
8. *Nachweis* von Erinnerungsstücken, Gelegenheitsdrucken und Bildern aus dem Nachlaß und sonstigem Bildmaterial *etwa 250 Kt.*
9. *Katalog* der Restbestände der *Bibliothek Theodor Fontanes*
149 Bände
10. *Filmarchiv* *etwa 400 Kt.*
11. *Internationale Interessenten- und Abonnentenkartei* . . . *etwa 800 Kt.*

Neuerwerbungen und -erscheinungen mit Nachträgen
 (Abgeschlossen am 31. Mai 1972)

A. Handschriften

- Hammer, Erich: *Eigenh. Brief an Theodor Fontane* (Inh.: Auskünfte über die Dörfer Kotzen, Nennhausen und Stechow im Havelland). Berlin, 26. 6. 1889. 4 S. 8^o (Kf 17)
- Jacobi, Friedrich Heinrich (1839–1907): *Eigenh. Brief an Theodor Fontane* (Inh.: Auskunft über die Pastorenfamilie in Stechow). Kriele (Mark), 18. 6. 1889. 2 S. 8^o (Kf 20)

B. Fotokopien

- Fontane, Theodor: *Brief an Dr. Ludwig Metzler*. London, 18. 12. 1855 (Ca 1331)
- Fontane, Theodor: *Sechs Briefe an Dr. Tuiscon Beutner*. London: 27. X. 1856; 23. XII. 1856; 3. IV. 1857; 11. VI. 1857; 16. IX. 1857; 23. XI. 1857. (Da 1159–1164)
- Fontane, Theodor: *Brief an Karl Emil Franzos*. Berlin, 7. XI. 1889 (Ca 1347)
- Fontane, Theodor: *Brief an Eugen Zabel*. Berlin, 1. 1. 1890 (Ca 1348)
- Fontane, Theodor: *Brief an Sigmar Mehring*. o. O. 4. 2. 1890 (Ca 1350)

C. Bilder

- Das Geburtshaus der Jeanne d'Arc in Domrémy-la-Pucelle, mit dem Steinrelief über der Haustür, bei dessen Besichtigung Theodor Fontane am 5. Oktober 1870 von Franktireurs als „Spion“ gefangen genommen wurde. Zwei Aufnahmen aus dem Jahre 1971, je 8,5×12,5 cm. (Geschenk von Frau Ursula v. Forster.)
- Friedrich *Bodenstedt* (1819–1892). Dichter. Brustbild. Stahlstich von Weger. 16,1×22 cm. Mit faks. Unterschr.
- Karl *Büchsel* (1803–1889). Generalsuperintendent. Brustbild. Lithographie auf gewalztem China von C. Fischer. 14,8×18,3 cm.
- Gustav *Freytag* (1816–1895). Schriftsteller. Brustbild. Stahlstich von Weger (1856). 15,7×21,5 cm. Mit faks. Unterschr.
- Klaus *Groth* (1819–1899). Dichter. Brustbild im Profil. Radierung von Hans Olde. 19,8×26,7 cm.
- Henrik *Ibsen* (1828–1906). Norwegischer Dramatiker. Brustbild. Radierung von W. Pech. Signiert. 10×11,8 cm.

- Detlev von *Liliencron* (1844–1909). Dichter. Brustbild. Lithographie von Hans Olde. 19×20,5 cm.
- Heinrich Friedrich *Link* (1767–1850). Botaniker (prüfte Theodor Fontane). Brustbild im Oval. Kupferstich. 11,5×17,2 cm.
- Carl *Löwe* (1796–1869). Balladenkomponist. Brustbild. Lithographie. 21,6×19,4 cm.
- Adolph von *Menzel* (1815–1905). Maler. Halbfigur mit Brille am Zeichentisch. Lithographie von Jan Veth. 16,3×19,4 cm.
- Eduard *Mörücke* (1804–1875). Dichter. Brustbild. Anonymer Stahlstich. 6,2×7 cm.
- Napoleon* I. (1769–1821). Brustbild im Oval. Kupferstich. Anonym. 8,8×14,6 cm.
- Michel *Ney* (1769–1815). Französischer Marschall. Brustbild. Kupferstich von Vogel. 9,3×10,5 cm.
- Felix *Poppenberg* (1869–1915). Kunsthistoriker, Essayist. Ganze Figur sitzend im Profil. Radierung auf dünnem Japan von Hermann Struck. 19,4×15 cm.
- Johann Gottfried *Schadow* (1764–1850). Bildhauer. Brustbild. Lithographie von E. Pönicke. 13×14,8 cm.
- Ferdinand von *Schill* (1776–1809). Preuß. Major. Brustbild in Uniform im Oval. Kupferstich von Buchhorn. 9,2×15,1 cm.
- Gustav *Schwab* (1792–1850). Dichter. Brustbild. Anonymer Stahlstich. 6,9×7,2 cm.
- Walter *Scott* (1771–1832). Schottischer Dichter. Ganze Figur sitzend und lesend im Studierzimmer in Abbotsford. Lithographie aus gewalztem China. 34,8×44,3 cm.
- Heinrich *Staberoh* (1785–1858). Arzt und Chemiker. Examinator bei der Pharmazeutischen Prüfungskommission, Berlin. Lithographie auf gewalztem China von C. Fischer (um 1830). 20×18,5 cm. Mit faks. Unterschr. (Im Fontane-Archiv befindet sich in dem Heft „Allerhand Ulk aus 1853 u. 54“ von der Hand des Dichters das Gedicht: „Zum Jubiläum des Geheimrath Staberoh 1853“: „Du hast, wie wenige, ein Menschenleben...“)
- Tangermünde. Merian-Stich. 31,5×39,5 cm. [17. Jahrhundert, bis 1650.] [Schauplatz von Fontanes „Grete Minde“.]

D. Literatur

a) Primär-Literatur

Fontane, Theodor: Briefe 1–4. Hrsg. v. Kurt Schreinert. Zu Ende geführt u. mit e. Nachwort versehen v. Charlotte Jolles. Erste wort- u. buchstabengetreue Edition nach d. Handschriften. — Berlin-W.: Propyläen-Verl. (1968–1971.) 8^o

1. Briefe an den Vater, die Mutter u. die Frau. (1968.)
2. Briefe an die Tochter u. an die Schwester. (1969.)
3. Briefe an Mathilde von Rohr. (1971.)
4. Briefe an Karl u. Emilie Zöllner u. andere Freunde. (69/45) (1971.)

[Geschenk d. Verlages in 1 Ganzleder- u. 1 Ganzleinen-Ausg.]

- Fontane, Theodor: Briefe an Wilhelm u. Hans Hertz 1859–1898. Hrsg. v. Kurt Schreinert †. Vollendet u. mit e. Einführung versehen v. Gerhard Hay. Stuttgart: Klett (1972). 587 S. 8⁰ (Veröffentlichungen d. Deutschen Schiller-Ges. Bd 29.) (72/29) [Geschenk d. Schiller-National-Museums, Marbach.]
- Fontane, Theodor: Effi Briest. Roman. (Ungekürzt u. unter Zugrundelegung d. Erstaussgaben hrsg. v. Edgar Groß.) München: Heyne (1969). 272 S. 8⁰ (Heyne Bestseller d. Weltliteratur.) [Geschenk d. Verlages.]
- Fontane, Theodor: Cécile. Roman. (Berlin:) Verl. d. Nation (1971). 200 S. (72/71) [Geschenk d. Verlages.]
- Fontane, Theodor: Dichteraspirationen. — In: Fontane-Blätter. Bd 2. 1972, S. 378–380. 8⁰
- Fontane, Theodor: An der Elster. — In: Mickiewicz-Blätter. Heidelberg 1971, H. 47/48, S. 124. 8⁰
- Fontane, Theodor: Irrungen Wirrungen. Berlin & Weimar: Aufbau-Verl. (1972). 191 S. 8⁰ (72/30) [Geschenk d. Verlages.]
- Fontane, Theodor: Die Kunst des Erzählens. [1. 2.] — In: Fontane-Blätter. Bd 2. 1972, S. 377–378. 8⁰
- Fontane, Theodor: Von Zwanzig bis Dreißig. Autobiographisches. Eingel. u. mit Anm. hrsg. v. Christfried Coler. (3. unveränderte Aufl.) Leipzig: Dieterich 1972. XXXVI, 478 S. 8⁰

b) Sekundär-Literatur

- Beyer, Peter: Theodor Fontane. — In: Hans Jürgen Geerds. Deutsche Literaturgeschichte in einem Band. Berlin: Volk & Wissen 1971, S. 436–445. 8⁰ (72/22)
- Bloeker, Günter: „Nichts ist rarer als innere Freiheit.“ Fontane in seinen Briefen. (Bd 3.4. Hrsg. v. Charlotte Jolles. Propyläen-Verl. Berlin-W.) — In: Süddeutsche Ztg, München. 13. 2. 1972. (ZA 1972) [Rez.]
- Bormann, Alexander von: Ingrid Mittenzwei, Die Sprache als Thema. Untersuchungen zu Fontanes Gesellschaftsromanen. — Bad Homburg: Gehlen (1970). (Frankfurter Beiträge zur Germanistik. Bd 12.) — In: Germanistik, Tübingen. Jg. 12. 1971, H. 3, S. 578. (ZA 1971) [Rez.]
- Cowen, Roy C.: Theodor Fontane. — In: Cowen, R. C.: Neunzehntes Jahrhundert (1830–1880). — Bern, München: Francke (1970), S. 124–129. (Handbuch d. deutschen Literaturgeschichte. Abt. 2: Bibliographien. Hrsg. v. P. Stapf. Bd 9.)
- Dziallas, Paul: Marginalien zu Theodor Fontane und Schlesien. — In: „Schlesien“. Jg. 15, Würzburg 1970, S. 52–54. 8⁰ (ZA 1970)
- Eliason, Lyon Russel: The problem of the generation in the fiction of Turgenev and Theodor Fontane. — Phil. Diss. University of Colorado. 1970.
- Erler, Gotthard: Fontane und Hauptmann. — In: Fontane-Blätter. Bd 2. 1972, S. 393–402. 8⁰

- Eyssen, Jürgen: Theodor Fontane. Eine Zusammenstellung der wichtigsten deutschsprachigen Literatur seit 1964. (Hinweis auf die Verlagerungsverluste des Fontanearchivs u. Aufforderung an westdeutsche „Bibliotheken, die Teile aus dem Diebesgut erwarben, diese nun endlich dem rechtmäßigen Besitzer wieder zukommen zu lassen. Das ist keine Frage der Politik, sondern der Moral.“) — In: Buch u. Bibliothek. Jg. 24, H. 2. Reutlingen 1972, S. 194–197. 8⁰ (ZA 1972)
- Eyssen, Jürgen: Zuwenig Hurras. Theodor Fontanes „Kriegsbücher in 6 Bänden“ — Der Krieg 1870/71 u. der Schriftsteller. — In: Frankfurter Allgemeine. Frankfurt, M. 21. 3. 1972. (ZA 1972) [Rez.]
- Eyssen, Jürgen: In Skepsis und Festigkeit. Theodor Fontanes Briefe 3 und 4 bei Propyläen. — In: Frankfurter Allgemeine, Frankfurt/M. 15. 4. 1972. (ZA 1972) [Rez.]
- Fontanes Realismus. Wissenschaftliche Konferenz zum 150. Geburtstag Theodor Fontanes in Potsdam. Vorträge u. Berichte. (I. A. der Deutschen Staatsbibliothek hrsg. v. Hans-Erich Teitge u. Joachim Schobeß.) Berlin: Akademie-Verl. 1972. 197 S. 8⁰ (72/32)
- Inhalt:* Vorwort. — Begrüßung durch den Generaldirektor der Deutschen Staatsbibliothek, Berlin, Herrn Prof. Dr. Horst Kunze. — Begrüßung durch den Oberbürgermeister der Stadt Potsdam, Frau Brunhilde Hanke. — Festansprache des Stellvertreters des Ministers für Kultur der DDR, Herrn Bruno Haid. — Hans-Heinrich Reuter (Weimar) Hauptreferat: Fontanes Realismus. — Hans Werner Seiffert (Berlin): Zwei handschriftliche Entwürfe Theodor Fontanes. — Pierre-Paul Sagave (Paris): „Schach von Wuthenow“ als politischer Roman. — Charlotte Jolles (London): Fontanes Studien über England. — Dietrich Sommer (Halle): Probleme der Typisierung im Spätwerk Theodor Fontanes („Der Stechlin“). — Peter Goldammer (Weimar): Probleme der Fontane-Edition. — Walter Müller-Seidel (München): Besitz und Bildung. Über Fontanes Roman „Frau Jenny Treibel“. — Pierre Bange (Lyon): Humor und Bildung in „Effi Briest“. — Gotthard Erler (Berlin): „Mathilde Möhring“. — Christel Laufer (Berlin): Zur Geschichte der Fontane-Handschriften und ihrer Verzeichnung. — Helmuth Nürnberger (Hamburg): Fontanes Briefe an Hermann Kletke. — Frido Mětšk (Bautzen): Theodor Fontane und die Sorben. — Register. [Bestellung beim Buchhandel. 12,— Mark.]
- Fontanepreis für H.-H. Reuter. — In: Thüringische Neueste Nachrichten, Weimar. 2. 5. 1972. (ZA 1972)
- Fricke, Hermann: Fontanes Abkehr vom märkischen Volksgemüt. Über Quelle u. Vorform einer Ballade. — In: Der Bär von Berlin. Jahrbuch 1972. Berlin-W. 1972, S. 120–124. 8⁰ (72/13)
- Giersberg, Hans-Joachim: Bilder aus der Mark Brandenburg. Malerei u. Graphik des 18. u. 19. Jahrhunderts aus den Sammlungen d. Staatlichen Schlösser u. Gärten Potsdam-Sanssouci. (Hrsg. v. d. Generaldirektion...) Potsdam-Sanssouci 1972. 64 S. quer-8⁰ (72/27)
- Giersberg, Hans-Joachim u. Hartmut Knitter: Das Theodor-Fontane-

- Archiv der Deutschen Staatsbibliothek, Berlin (Potsdam, Dortu-
str. 30/34). — In: Giersberg u. Knitter: Brockhaus-Stadtführer Pots-
dam. Leipzig 1972, S. 50 u. 149. 8⁰ (72/24)
- Gregor-Dellin, Martin: „Kriegsbücher“, von Th. Fontane, Faks.-Wieder-
gabe d. Originalausgaben. — In: Die Zeit, Hamburg. 11. 2. 1972.
(ZA 1972) [Rez.]
- Hartung, Günter: Fontane, Th., Aufzeichnungen zur Literatur. — Briefe
an Julius Rodenberg. — Romane und Erzählungen in acht Bänden.
Alle Ausgaben erschienen im Aufbau-Verl. 1969. — In: Referate-
dienst z. germanistischen Literaturwissenschaft. Deutsche Akademie
d. Wissenschaften Berlin. 4 (1972), H. 1, S. 61–64. (ZA 1972) [Rez.]
- Heisenbüttel, Helmut: Hätte Fontane telefoniert? Zur Ausgabe seiner
Briefe. — In: Christ u. Welt. Deutsche Ztg, Stuttgart. 31. 3. 1972.
(ZA 1972) [Rez. d. Briefausgabe im Propyläen-Verl.]
- Hengsbach, Arne: Entstehung u. Ausformung des Erholungsgebietes
längs der Oberspree (Berlin: 18. u. 19. Jahrhundert.) — In: Jahr-
buch f. brandenburgische Landesgeschichte. Berlin-W. Bd 22. 1971,
S. 55–80. 8⁰ (72/12)
- Küchler, Gerhard: Apotheker aus Neuruppin. Theodor Fontane u. Hans
Hermann Julius Hager. — In: Mitteilungsblatt d. Landesgeschichtl.
Vereinigung f. d. Mark Brandenburg e.V. 1884. Jg. 73, Nr. 70.
Berlin-W., 1. 5. 1972, S. 766. 8⁰ (ZA 1972)
- Kühn, Joachim: Die schöne Frau von Crayen u. die ihren. Ein Nachw. zu
Fontanes „Schach v. Wuthenow“. — In: Der Bär v. Berlin. Jahr-
buch 1972. Berlin-W. 1972, S. 89–108. 8⁰ (72/13)
- Lange, Annemarie: Berlin zur Zeit Bebels u. Bismarcks. Zwischen Reichs-
gründung und Jahrhundertwende. (Mit 146 Steinzeichn., 80 Bild-
seiten.) Berlin: Dietz 1972. 972 S. 8⁰ (72/14)
- Ludewig, Maria: Fontanes „Schach von Wuthenow“. Zum Verhältnis von
historischem Roman u. Geschichtsschreibung. Zulassungsarbeit z.
wissenschaftl. Prüfung f. d. Lehramt an Gymnasien. [Universität
Heidelberg.] Dez. 1971. 77, 35 S. (72/28 q) [Maschinenschr.]
- Luft, Friedrich: Briefe. Zum erstenmal die gesamte Fontanekorrespondenz.
Er schreibt, wie andere atmen. — In: Die Welt. Ausg. B. Berlin-W.
30. 3. 1972. [Propyläen-Verl. Rez.] (ZA 1972)
- „Mathilde Möhring.“ Von Theodor Fontane. Hanser-Verl. München. 1971.
— In: Weser-Kurier. Neue Bücher. Bremen 20./21. 11. 1971.
(ZA 1971) [Rez.]
- Müller-Seidel, Walter: Fontanes Preußenlieder. Anlässlich eines unver-
öffentlichten Briefes vom 18. Mai 1847. — In: Deutsche Welt-
literatur. Von Goethe bis Ingeborg Bachmann. Festgabe f. I. Alan
Pfeffer, ed. Klaus W. Jonas. (Tübingen: Niemeyer 1972.) (72/74)
- Münzel, Uli: Theodor Fontane als Apotheker. (Photos: Fontane-Archiv
d. Deutschen Staatsbibliothek, Potsdam, DDR.) — In: Image 47.
Medizin. Bilddokumentation Roche. Basel (Schweiz) 1972, S. 13–16.
4⁰ (72/15 q)
- Nürnberg, Helmuth: Fontane, Wanderungen durch Frankreich. Berlin:
Verl. d. Nation 1970. — Fontane u. die preußische Akademie der

- Künste. Berlin-W. 1971. — In: Germanistik, Tübingen. Jg. 12. 1971, S. 577 u. 579. [Rez.]
- Pablo, Jean de: Theodor Fontane, Puritanerpredigt (vor 400 Jahren war die Bartholomäusnacht in Paris.) — In: Die Hugenottenkirche. Jg. 25, Nr. 2. Berlin-W. 1972. 8⁰ [Die Urschr. befindet sich im Fontanearchiv: „Bluthochzeit feierte die Stadt Paris...“] (ZA 1972)
- Paul, Fritz: Fontane und Ibsen. — In: Edda. Nordisk tidsskrift for litteraturforskning. Oslo 1970, H. 3, S. 169–177. 8⁰ (72/25)
- Paul, Wolfgang: Botschaften an die Dame Mathilde im Stift von Dobbertin. Zur Ausgabe der Briefe b. Propyläen-Verl. — In: Berliner Morgenpost. Berlin-W. 14. 4. 1972. (ZA 1972)
- Phillips, John A. S.: Theodor Fontane's curious visit to Brighton. — In: Sussex Life. Maidstone, May 1972, S. 50–51. 4⁰ (ZA 1972) [Geschenk d. Verfassers.]
- Pollmann, Klaus Erich: Fontanes Verständnis des Politischen. — In: Mitteilungen d. Technischen Univ. Carolo-Wilhelmina zu Braunschweig. Jg. 6, H. 4. 1971, S. 60–65. 4⁰ (72/10 q) [Geschenk d. Verfassers.]
- Reitzig, Hans: Theodor Fontanes „Quitt“. [Geschichtliches zum Roman über die letzte Förstertragödie im Riesengebirge.] — In: „Schlesien.“ Jg. 15, Würzburg 1970. S. 214–222. 8⁰ (72/16)
- Schobeß, Joachim: Fontane — der väterliche Freund Gerhart Hauptmanns. Erstveröffentlichungen in den Fontane-Blättern. (Bd 2, H. 6.) — In: Brandenburg. Neueste Nachrichten, Potsdam. 19. 5. 1972. (ZA 1972)
- Schobeß, Joachim: Fontane-Erwerbungen („Das Ländchen Friesack“). — In: Mitteilungen aus dem wiss. Bibliothekswesen der DDR. Berlin, Jg. 10, H. 2. 1972, S. 23 8⁰
- Schweizer, Roland: Thomas Mann und Theodor Fontane. Eine vergleichende Untersuchung zu Stil und Geist ihrer Werke. — Zürich: Juris-Verl. 1971. 120 S. 8⁰ (72/34)
- Sommer, Dietrich: Thesen zur Dissertation zur Promotion B. Ideologischer Gehalt und Struktur der Romane Theodor Fontanes. Phil. Fakultät der Martin-Luther-Univ. Halle-Wittenberg. (Halle) 1972. 18 S. 4⁰ [Maschinenschr., Abzugverfahren,] (ZA 1972)
- Streiter-Buscher, Heide: Die Konzeption von Nebenfiguren bei Fontane. — In: Fontane-Blätter. Bd 2. 1972, S. 407–425.
- Teitge, Hans-Erich: Moderne Nachlaßpflege am Beispiel des Fontane-Archivs. — In: Teitge, H. E.: Literarische Nachlässe. — In: Zentralblatt f. Bibliothekswesen. Jg. 86, Leipzig 1972, H. 3, S. 150–151. 8⁰ (72/26)
- Thomas, Lionel: Willibald Alexis zum Gedächtnis. Mit unveröffentlichten Briefen. — In: Der Bär von Berlin. Jahrbuch 1972. Berlin-W. 1972, S. 109–119. 8⁰ (72/13)
- Thomas, Lionel: Theodor Fontane und Willibald Alexis. — In: Fontane-Blätter. Bd 2. 1972, S. 425–435. 8⁰
- Uhlig, Ludwig: Fontane, Sämtliche Werke. (Hrsg. v. Walter Keitel.)

- [Abt. 3.] Bd 1.2. — München: Hanser (1969) — In: Germanistik, Tübingen. Jg. 12. 1971, H. 3, S. 576–577. 8⁰ (ZA 1971) [Rez.]
- Virchow u. Fontane. (Anekdote.) — In: Weser-Kurier. Die bunte Truhe. Bremen. 22.–23. 1. 1972. (ZA 1972)
- Vogel, Werner: Kenneth Attwood, Fontane u. das Preußentum. Reg. v. H.-W. Klünner. Berlin-W. 1970. — In: Jahrbuch f. brandenburgische Landesgeschichte. Bd 22. Berlin-W. 1971, S. 182–183. 8⁰ [Rez.]
- Volkov, E. M.: Problematika romana Teodora Fontane „Effi Briest“. [Die Problematik in Fontanes Roman „Effi Briest“.] — In: Učenyje zapiski Moskovskogo oblastnogo pedagogičeskogo instituta imeni N. K. Krubskoj. Bd 256: Zarubežnaja literatura, Vypusk 12. Moskau 1971, S. 223–233. 8⁰
- Walkó, György: Wie alt ist der alte Fontane? Aus ungarischer Sicht. — In: Fontane-Blätter. Bd 2. 1972, S. 402–407. 8⁰
- Wer war's (Theodor Fontane) — In: Wochenzeitschr. „Die Zeit“. Hamburg, Nr 5 v. 4. 2. 1972, S. 19. 8⁰ (ZA 1972)

— Joachim Schobeß —

Französische Benutzer des Fontane-Archivs: Professor Dr. Pierre-Paul Sagave, Dozent Pierre Bange, Hélène Baigue, Christiane Bassette, Roland Charpiot, Reine Chevanne, Jeanpierre Guindon, Marie Hélène Poitout, Käthe Romain, Geneviève Tobazéon.

Buchbesprechungen

Theodor Fontane: Briefe an Wilhelm und Hans Hertz 1859–1898. Hrsg. v. Kurt Schreinert † und mit einer Einführung versehen von Gerhard Hay. Stuttgart: Klett (1972). 587 S. 8⁰

Dieser Briefband ist eine der letzten wissenschaftlichen Leistungen des 1967 verstorbenen Fontaneforschers Professor Dr. Kurt Schreinert. Dr. Gerhard Hay vollendete das Werk und legt der Fontaneforschung und den Freunden des Dichters in dem Band 569 Briefe, wort- und buchstabengenau nach den Handschriften, mit einer Einführung, mit Anmerkungen und einem Register vor. Letztere allein umfassen 219 Druckseiten, ein Beispiel für die Qualität und den Umfang der Arbeit, die die Herausgeber leisteten. Wie aus der Einführung hervorgeht, unterstützte das Fontane-Archiv seit fünfzehn Jahren durch Auskünfte und Zurverfügungstellung von Abschriften das verdienstvolle Werk.

Der Briefwechsel beginnt 1859, nach der Rückkehr Fontanes aus England. Durch Vermittlung seines Freundes Paul Heyse wurde Wilhelm Hertz, sein Vater war kein Geringerer als Adalbert von Chamisso, für Jahrzehnte der Verleger Theodor Fontanes. Als erstes brachte Hertz die „Balladen“ (1861), anschließend die „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ (1862–1882), den Ergänzungsband „Fünf Schlösser“ (1889), „Vor dem Sturm“ (1878), „Quitt“ (1890), „Unwiederbringlich“ (1891) und „Frau Jenny Treibel“ (1892) heraus.

Wilhelm Hertz begleitete Fontane auf zahlreichen Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Hertz hat oft die gemeinsamen Fahrten finanziert, denn die sparsame Emilie Fontane bewilligte ihrem Ehegatten Theodor, wie wir in ihren Haushaltsbüchern im Fontane-Archiv feststellen, höchstens einen Taler für mehrtägige Unternehmungen in die märkischen Gefilde. Es entwickelte sich zwischen Autor und Verleger im Laufe der Jahre ein vertrauensvolles Verhältnis, das durch Geschäftsinteressen, die Hertz bei seinen finanziellen Kalkulationen walten ließ, nicht immer ohne Trübung blieb. Jedoch die gemeinsamen landeskundlichen und literarischen Interessen überwandern stets Spannungen. In einem unveröffentlichten Brief vom 21. 9. 1896 schrieb Fontane:

„Mein Herr Verleger (Wilh. Hertz), mit dem ich übrigens auf dem besten Fuß stehe, weil ich Friktionen diplomatisch vermeide — ist ein sehr diffiziler Herr, dessen Diffizilität (Pardon) sich auch zeigt, wenn es sich um Bezug mir zustehender Bücher handelt. Alles was wie Forderung oder Anspruch aussieht, *verdrießt* ihn, und wenn ich umgekehrt schreibe, die ‚quittierte Rechnung bitte ich beizuschließen‘, so steigert sich die Verdrießlichkeit bis zum Gekränkt- und Beleidigtsein. Sie sehen, ich hab es in diesem Punkte schwer. Er ist aber trotzdem ein vorzüglicher Herr, nur nicht leicht *traitable*.“ (Fontane-Archiv C 36.)

Das gute Verhältnis übertrug Fontane auf den Sohn Hans Hertz bis zu dessen tragischen Tod 1895. Obwohl Hertz und Fontane in Berlin wohnten und sich oft in geselligen Kreisen trafen, führte der in Geldsachen unbegabte Schriftsteller bewußt den Briefwechsel mit dem Verleger. Er begründete ihn mit den Worten: „mündlich laß ich mich so sehr leicht bestimmen und hinterher ist mir's leid“. So verdanken wir dieser Einstellung die Briefe Fontanes, die uns erstmalig hier geschlossen vorgelegt werden. Sie gehen weit über das Geschäftliche hinaus; esprit- und humorvoll geht der charmante Causeur auf Personen und Zeitereignisse ein. Der Briefwechsel, nahezu vierzig Jahre geführt, ist somit ein Stück Zeitgeschichte.

Märkisch betrachtet, sind die Briefe Fontanes an den Verleger seiner „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ von besonderem Interesse. Es kommen demnach auch *die* Leser auf ihre Kosten, die sich nicht nur ausschließlich mit dem literarischen Werk Fontanes beschäftigen wollen; konkret trifft es speziell für die landeskundlich und zeitgeschichtlich Interessierten zu.

Nach dem Tode von Wilhelm Hertz 1901 kaufte der Cotta-Verlag, Stuttgart, die Firma Hertz. 1952 erwarb die „Stuttgarter Zeitung“ das Archiv mit seinen Handschriften und Büchern („Cotta-Archiv“), darunter die vorliegenden Briefe Fontanes. Das Cotta-Archiv kam als Leihgabe in das Schiller-National-Museum, Marbach, und wurde 1961 in eine Stiftung umgewandelt. Die Briefausgabe erschien als Band 29 der Deutschen Schiller-Gesellschaft Marbach am Neckar. — Joachim Schobeß, Potsdam —

Der „Menzel vor Menzel“. Zum Versuch einer Biographie Fontanes über den Maler Carl Blechen.

In der neuen Reihe „Künstlerkompendium“ des Verlages E. A. Seemann, Leipzig, hat die Berliner Kunsthistorikerin Gertrud Heider eine lesenswerte Biographie dem „Vater der märkischen Landschaftsmalerei“, dem aus Cottbus stammenden Berliner Maler Carl Blechen gewidmet. Die Darstellungen dieser Reihe sind so angelegt, daß an den geschichtlichen Überblick und die biographischen Selbstzeugnisse des Künstlers Äußerungen von Zeitgenossen und Kritikern angefügt werden.

Im Zusammenhang mit dem ersten bedeutenden märkischen Landschaftsbild, dem 1828 auf der Akademieausstellung gezeigten „Semnonenlager“, erwähnt die Autorin an hervorragender Stelle den (allerdings erst 1861, also 21 Jahre nach Blechens Tod gedruckten) Aufsatz Theodor Fontanes über dieses hervorragende Jugendbild Blechens in seinen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“. In diesem Zusammenhang geht Gertrud Heider auch auf die Absicht Fontanes ein, eine Biographie seines großen Landsmannes zu schreiben, ein Vorhaben, das ich in den „Fontane-Blättern“ (Band 1, Heft 5 vom Jahre 1967) zusammen mit der Abbildung des „Semnonenlagers“ ausführlich behandelt habe. Sie spricht davon, daß in diesem Aufsatz das große Interesse zum Ausdruck kommt, das der Schriftsteller dem Maler seit langem entgegenbrachte und zitiert in diesem Zusammenhang auch einen Brief von Professor F. E. Pape, den dieser Schüler des späteren Akademielehrers Blechen (ab 1831) an Theodor Fontane richtete. Pape urteilt darin über Blechen: „Er war gütig, hilfsbereit und von edler, vornehmer Gesinnung, groß, schlank, aber doch kräftig gebaut, hübscher Mann und von sehr gewinnendem schwärmerischen Ausdruck. Wir liebten und verehrten ihn außerordentlich.“ Dieses Zeugnis diente Fontane in seiner Blechen-Biographie zu der Charakterisierung des Malers als „großer, schöner Mann, dunkelblond, schönes Auge ‚wie ein Falke‘“ ganz so wie es das Bildnis von Eduard George in der Nationalgalerie erkennen läßt.

In dem Abschnitt „Äußerungen von Zeitgenossen“ bringt die Autorin nochmals ausführlich die Urteile Fontanes über das „Semnonenlager“ sowie die zu Blechens Schaffenszeit außerordentlich gewagte Komposition „Einschlagender Blitz“, die 1931 beim Brand des Münchener Glaspalastes vernichtet wurde. Weiterhin wird das um 1884 fixierte Urteil F. E. Papes über Blechen herangezogen. Schließlich wird der Berliner Kunsthändler C. Kutz erwähnt, an den sich Theodor Fontane 1882 kurz vor dem Druck seines Kapitels „Spreeland“ aus den „Wanderungen“ gewendet hatte, um von einem Fachmann die Verhältnisse auf dem Kunstmarkt zu erfahren, als sich Blechens malerischer Realismus nach der Italienreise voll entfaltete und er doch wegen der Kühnheit seiner Malweise wenige oder gar keine Käufer fand. Gertrud Heider zitiert hier die auch von mir 1967 hervorgehobene Passage: „Dazu kam, daß die Blechensche Auffassung und Darstellung der Natur, wie sie in ihrer Eigenartigkeit an das Publikum herantrat, dasselbe befremdete, ich möchte sagen verblüffte; er hatte eben die gewohnte, ausgetretene Straße verlassen, und nichts

verletzt die große Masse mehr, als wenn ihr zugemutet wird, bei dem Beschauen eines Kunstwerkes zu denken“.

Wenn sich die Autorin auch immer wieder auf die umfassende Biographie der Nationalgalerie „Karl Blechen. Leben, Würdigungen, Werk“, 1940 herausgegeben von Paul Ortwin Rave stützt, so waren ihr doch (wie eine Aussprache im Cottbuser Blechenklub Anfang 1971 ergab) die Veröffentlichungen in den „Fontane-Blättern“ bekannt. Sie hätten deshalb auch in das sechsspaltige Literaturverzeichnis Aufnahme finden müssen. Dessen ungeachtet wird jeder Verehrer Fontanes diesen Band mit großem Gewinn lesen und die hohe Einfühlungsgabe des Dichters bewundern, vor allem sein erst heute wieder voll bestätigtes Urteil: „Um ihm gerecht zu werden, muß man ihn aus seiner Zeit heraus beurteilen und für seine Zeit war er phänomenal. Ein Maler-Genie ersten Ranges!“ Die jüngste Blechen-Biographie hat das klar erwiesen. — Dr. Heinz Haufe, Cottbus. —

Mitteilungen

Fontane-Preis für Hans-Heinrich Reuter

Dr. phil. habil. Hans-Heinrich Reuter, der Direktor des Instituts für deutsche Literatur der Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar, wurde am 30. April 1972 von der Akademie der Künste in West-Berlin mit dem „Kunstpreis Berlin auf dem Gebiet der Literatur“ (Fontane-Preis) ausgezeichnet. Dieser Preis wird alle drei Jahre verliehen.

Hans-Heinrich Reuter erhielt ihn für seine zweibändige Monographie „Fontane“, die 1968 im Verlag der Nation in Berlin und im gleichen Jahr als Lizenzausgabe der DDR in München erschien. Das Werk wurde im gesamten In- und Ausland allgemein als eine repräsentative Leistung der marxistisch-leninistischen Literaturwissenschaft der DDR anerkannt, durch die erstmals die Bedeutung des großen humanistischen und demokratischen Realisten Theodor Fontane angemessen und umfassend gewürdigt worden ist. (Thüringer Neueste Nachrichten, Weimar. 2. V. 1972.)

Moderne Nachlaßpflege am Beispiel des Fontane-Archivs

„Gewiß ist der Nachlaß Theodor Fontanes kein typisches Beispiel, doch lassen sich hier einige wichtige Merkmale moderner Nachlaßarbeit aufzeigen, die durch praktische Erfahrungen ihre Bestätigung gefunden haben. Da gibt es neben der eigentlichen Sammlung und Erschließung des handschriftlichen Materials eine Reihe ebenso wichtiger Arbeiten, die unmittelbar mit dem Nachlaß verbunden sind. Vor allem ist eine Zeitungsausschnittsammlung zu nennen, die der Dichter selbst angelegt hat, und die bis heute fortgeführt und durch Sammlungen gleichen Charakters bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurückergänzt wurde. Wir können damit ein breites Spektrum Fontanescher Wirkungsgeschichte erschließen. Die Sammlung ist praktisch ein Teil der Bibliographie und für die Forschung unbezahlbar, da sie natürlich die sehr

interessanten zeitgenössischen Kritiken, Berichte und Anzeigen enthält. Daneben wird ein erheblicher Aufwand dazu benutzt, die wissenschaftliche Sekundärliteratur als unentbehrliches Hilfsmittel für die Nachlaßbenutzer dem Archiv zuzuführen. Neben der Unterstützung der großen Ausgabe des Aufbau-Verlages durch Autographe und Originalabschriften ist aber heute eine fast ebenso große Bereitstellung von Erstausgaben, kritischen Ausgaben und anderen Veröffentlichungen für ein solches Unternehmen und für andere Benutzer festzustellen.

Aufbereitung des Nachlasses und Bibliographie gehen Hand in Hand. Zu einem Zentrum der Fontane-Forschung haben sich die Fontane-Blätter entwickelt, indem sie bisher unbekanntes Material der Forschung zugänglich machen und dem Forscher durch neue Informationen und bibliographische Hinweise neue Anregungen geben.

Ich glaube, daß eine derartige Arbeit mit einem literarischen Nachlaß in Verbindung mit der dazugehörigen Literatur und entsprechender Publikationstätigkeit optimale Voraussetzungen schafft und natürliche Schwerpunkte bildet. Jedenfalls haben wir von den vielen in- und ausländischen Nutzern des Fontane-Archivs über diese Art moderner Nachlaßpflege nur zustimmende Urteile gehört. Natürlich kann nicht mit jedem Nachlaß so gearbeitet werden, wie das etwa bei Brecht, Becher oder Fontane der Fall ist. Doch ist eine heutige Großbibliothek durch ihren Bestand und durch ihre bibliographischen Hilfsmittel in der Lage, die zu einer Nachlaßbearbeitung und für die Arbeit mit dem Nachlaß durch die Nutzer benötigte wissenschaftliche Literatur in relativ kurzer Zeit zur Verfügung zu stellen, weil diese wissenschaftlich relevante Literatur zum Bibliotheksbestand gehört. Literarische Nachlässe können, und das läßt sich abschließend *sine ira et studio* sagen, am besten in Bibliotheken oder in Literaturarchiven mit großen Bibliotheksbeständen unter Wahrung des Provenienzprinzips erschlossen werden.“ (Dr. Hans-Erich Teitge, Direktor der Handschriftenabteilung und des Literaturarchivs der Deutschen Staatsbibliothek, Berlin: „Literarische Nachlässe“. — In: Zentralblatt für Bibliothekswesen, Jg. 86, Leipzig (1972), Heft 3. Auszug.)

Briefe Wilhelm Raabes erworben

Die „Handschriftenabteilung und das Literaturarchiv“ der Deutschen Staatsbibliothek Berlin konnte u. a. etwa neunzig Briefe Wilhelm Raabes (1831–1910) an den Salzwedeler Gymnasiallehrer Adler erwerben, der an der Herausgabe einer Raabe-Ausgabe beteiligt war. Diese Meldung ist für uns Fontanefreunde deshalb interessant, weil Theodor Fontane die Werke Raabes sehr schätzte. So schrieb unser Dichter beispielsweise am 15. Januar 1890 an Wilhelm Raabe: „... meine kleine Mansardenwohnung umschließt eine treue Raabegemeinde“.

Fontane-Medaille des Heimatmuseums Neuruppin

Auf Anregung des Rates der Stadt Neuruppin gab das Heimatmuseum (195 Neuruppin, August-Bebel-Straße 15) zwei Medaillen bei der Staat-

lichen Porzellanmanufaktur Meißen in Auftrag, die Ende 1971 ausgeliefert worden sind. Die Medaillen aus Böttger-Steinzeug und Biskuitporzellan tragen auf der Vorderseite die Porträts des Baumeisters Karl Friedrich Schinkel, am 13. März 1781 in Neuruppin geboren, und des Schriftstellers Theodor Fontane, am 30. Dezember 1819 in Neuruppin geboren, und auf der Rückseite das Wappen der Stadt Neuruppin in gleicher Ausführung. Den grafischen Entwurf schuf Diplomgrafikerin Anni Zimmermann aus Pritzwalk, die plastische Gestaltung wurde von der Porzellanmanufaktur ausgeführt. Die Auflagenhöhe je Medaille beträgt 1000 Stück, der Durchmesser 65 mm. Mit den Medaillen sollen die beiden berühmtesten Söhne der Stadt Neuruppin geehrt und den zahlreichen Touristen ein ansprechendes Souvenir angeboten werden. Der Preis beträgt 6,- Mark. (Lisa Riedel, Direktorin des Heimatmuseums Neuruppin.)

Ein DEFA-Farbfilm: Wanderungen durch die Mark

Ein interessantes Experiment konnte das DEFA-Studio für Kurzfilme Ende 1971 erfolgreich abschließen: nach Texten Theodor Fontanes entstand ein 45-Minuten-Farbfilm unter dem Titel „Wanderungen durch die Mark“. Bei einer filmischen Wanderung durch die Mark die sozialen Wandlungen aufzuspüren und sich dabei, ohne gewaltsame Aktualisierung auf Beobachtungen und Aussagen eines bürgerlichen Schriftstellers aus dem vorigen Jahrhundert zu stützen — das war die ebenso schwierige wie reizvolle Aufgabe, die Regisseur Karlheinz Mund engagiert, einfallsreich und überaus poetisch gelöst hat. Fontane erweist sich im Arrangement von Zitaten aus den „Wanderungen“, aus Romanen, Briefen und Gedichten als ein überraschend zuverlässiger, vielfach anregender Führer durch Landschaft und Geschichte der Bezirke Potsdam, Frankfurt und Cottbus. Seine Abkehr vom Adel, sein wachsendes Interesse für die „einfachen Menschen“ und schließlich sein Bekenntnis zum „vierten Stand“ schlagen die ideelle Brücke zur Gegenwart und geben dem Film historische Tiefe. Das Drehbuch schrieben Karlheinz Mund und Gotthard Erler, die Kamera führte Christian Lehmann. (Gotthard Erler.)

Die Nachlässe von Friedrich und Karl Eggers

Die Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek Kiel erwarb aus dem Besitz von Prof. Dr. med. H. Eggers die Briefsammlungen und Vortrags-Manuskripte der aus Rostock stammenden Brüder Professor Friedrich Eggers (1819–1872) und Senator Karl Eggers (1826–1900). Wie uns die Landesbibliothek Kiel freundlicherweise mitteilte, befinden sich unter den insgesamt 3600 Schriftstücken 8 Briefe, 11 Postkarten und 3 eigenhändige Gedichte Theodor Fontanes. Theodor Fontane war mit Friedrich Eggers (Tunnelname: Anakreon), der von 1850 bis 1858 das „Deutsche Kunstblatt“ herausgab, Mitglied des Berliner „Tunnel über der Spree“ und des von Friedrich Eggers 1852 gegründeten „Ellora“-Kreises (die von Emilie Fontane gestickte „Ellora“-Fahne befindet sich im Fontane-Archiv) und mit Karl Eggers (Barkhusen), der lange Zeit Senator in seiner Heimatstadt Rostock war, Angehöriger des „Rütli“. „Ellora“ und „Rütli“ waren

bekanntlich literarische Seitentriebe des „Tunnel“. Das Fontane-Archiv besitzt 60 Originalbriefe Fontanes an Friedrich Eggers, 57 Originalbriefe an Karl Eggers, 42 Abschriften von Briefen an Friedrich Eggers und 24 Abschriften von Briefen an Karl Eggers.

Wir finden ferner im Fontane-Archiv Abschriften von 7 Briefen des Friedrich Eggers an die „Elloramutter“ [d. i. Emilie Fontane], Abschriften von 27 Briefen an „Lafontaine“ bzw. „Nöhl“ [d. i. Theodor Fontane], ferner ein Originalgedicht von Karl Eggers an Theodor Fontane zum 70. Geburtstag unseres Dichters am 30. Dezember 1889.

Sonderheft 3 erscheint

1973 liefern wir drei Hefte aus, darunter Sonderheft 3: „Theodor Fontane. Reisen in Thüringen. Notiz- u. Tagebuchaufzeichnungen über Thüringer Bau- und Kunstdenkmale aus den Jahren 1867 u. 1873. Hrsg. v. Sonja Wüsten.“

Fontane-Wanderweg zwischen Bad Freienwalde und Falkenberg

Als Freienwalder Natur- und Heimatfreunde 1951/52, also vor 20 Jahren, den Fontane-Naturpfad schufen, war das unseres Wissens nach der erste Lehrpfad in der DDR. Es gab in ganz Deutschland nur 3 Lehrpfade, die aber nicht mehr existierten. Wir besaßen keine Unterlagen über Lehrpfade und gingen nur davon aus, einen vielbegangenen Wanderweg pflanzenkundlich, waldbaulich, geologisch und geschichtlich eingehend Punkt für Punkt in einem Taschenheft zu beschreiben und mit Nummern in der Natur zu markieren, so daß jeder Benutzer Freude und Belehrung daran finden konnte.

Daß wir diesen Weg zu Ehren des Wanderers der Mark mit dem Namen Fontane verbunden haben, hatte gute Gründe. Einmal war der Schriftsteller diesen Weg selbst gegangen, zum andern endete der Weg am Fontane-Denkmal in Falkenberg und schließlich waren das Sterbehaus und die Grabstätte des Vaters Louis Henri Fontane in Schiffmühle/Neutornow von den Aussichtspunkten dieses Wanderweges einzusehen.

Die Publikationen: Als 1953 die von einem Kollektiv von 8 Personen bearbeitete 34 Seiten starke Broschüre mit dem Titel „Fontane-Naturpfad“ in einer Auflage von 2000 Stück erschien, versandten wir sie in die ganze Republik. Wir wollten erreichen, daß in ähnlicher Weise überall statt der allgemeinen Wanderwege Lehrpfade entstehen sollten. Das Heft war bald vergriffen. Doch schon 1956 gelang es, über das Bibliographische Institut in Leipzig ein nun bereits mit 2 Karten und Fotos ausgestattetes Wanderheft „Bad Freienwalde – zwei Naturlehrpfade“ herauszubringen. Hier waren der Fontane-Naturlehrpfad mit dem neuen August-Heese-Naturlehrpfad in einem Heft vereinigt worden. Die Auflage betrug 5000 Stück. Schließlich ist der Lehrpfad in verschiedenen Zeitschriften beschrieben worden, so daß er weithin bekannt wurde.

Die Arbeit am Fontane-Naturlehrpfad: Es zeigte sich bald, daß der 12 km lange Weg schwer zu erhalten war. Wir hatten 47 Punkte mit

Nummernschilder markiert und viele Richtungspfeile angebracht. Im Abstand von 3 Jahren erneuerten wir die Kennzeichnung. Dazu kam das Ausästen des Weges, der an verschiedenen Stelle zuzuwachsen drohte und das Freihalten der 3 Fernsichten, die wir mit Zustimmung der Forst am Wanderweg geschlagen hatten.

Womit wir jedoch nicht rechneten, das war die natürliche Veränderung des Waldbildes, die schon nach 10 Jahren viele beschriebene Punkte betraf. Schließlich mußten wir einsehen, daß sich der Weg so nicht mehr aufrechterhalten ließ, zumal noch größere forstliche Eingriffe hinzukamen. Diese Erfahrung haben wir auch bei anderen Lehrpfaden in Wäldern gesammelt (im Kreis Freienwalde gibt es zur Zeit 6 Lehrpfade). Der Fontane-Naturlehrpfad bestand bis 1967, also etwa 15 Jahre. Von wievielen Menschen er bewandert wurde, läßt sich nicht sagen. Wir haben selbst Dutzende Male größere Gruppen von Urlaubern, Touristen und Natur- und Heimatfreunden aus Nah und Fern auf diesem Weg geführt, den man als den meist begangenen Wanderweg in der Umgebung unseres Badeortes bezeichnen kann. Auch die Teilnehmer der Tagung der Lehrpfadgestalter 1956 in Freienwalde sind hier entlanggewandert.

Der Fontane-Wanderweg: Jetzt ist der Weg mit „FW“ gekennzeichnet. Das heißt: Fontane-Wanderweg. Er beginnt am kleinen Aussichtsturm, der sogenannten „Ruine“ in Freienwalde und verläuft dann über Berg und Tal bis zum Teufelssee, führt in die Ahrendskehle hinein, erreicht danach die Mariannenschlucht und den „Turm der Jugend“ auf dem Schloßberg, winkelt ab auf den berühmten „Kammweg“ und endet am Fontane-Denkmal in Falkenberg. Am Verlauf des Weges hat sich nichts geändert, wenn man davon absieht, daß er zu Beginn in Freienwalde etwas eingekürzt wurde.

Schlußbemerkung: Wer hat das Brandenburger Land so eingehend bewandert, wie Theodor Fontane? Es kann nur empfohlen werden, auch an anderen Orten, die Fontane selbst belaufen und beschrieben hat, Wanderwege oder Lehrpfade mit seinem Namen anzulegen. Es wäre für uns eine Freude, wenn der Beitrag dazu anregen würde. (Kurt Kretschmann, Bad Freienwalde [Oder].)

Bitte: Alle, die über Theodor Fontane arbeiten, werden gebeten, auch in Zukunft ein Exemplar ihrer Veröffentlichung, einschließlich Dissertationen und Diplomarbeiten, im Interesse der Forschung an das Fontane-Archiv einzusenden. Diese Bitte bezieht sich nicht nur auf selbständige Veröffentlichungen (Verlagsproduktionen), sondern auch auf Zeitschriftenaufsätze und Zeitungsartikel (unter Angabe der Zeitung, des Erscheinungsortes und des Datums). Das Fontane-Archiv ist fernerhin für laufende Hinweise dankbar.

Fontane-Blätter: Lieferbar ist vom Band 1 nur noch das Heft 8. Vom Band 2 können wir alle bisher erschienenen Hefte 1 bis 7 sowie das Sonderheft 2 ausliefern. Die Abgabe erfolgt nur im Abonnement, Einzelhefte können nicht abgegeben werden. Wir liefern ferner von Joachim Schobeß: „Literatur von und über Theodor Fontane“, 2., bed. verm. Aufl. Potsdam 1965. (5,- Mark)

Inhaltsverzeichnis Heft 7

Theodor Fontane: Unveröffentlichte Briefe an der Verlag Brockhaus. Mitgeteilt von Dr. Christa Schultze	457
Theodor Fontane: Unveröffentlichte Briefe an Pol de Mont. Ein Beitrag zu Fontanes Theorie der Ballade. Mitgeteilt von Jean Gomez	465
Dr. Rudolf Bellin: Fontanestätten in Neuruppin	474
Joachim Schobeß: Theodor Fontane und der Revolutionär Max Dortu waren Regimentskameraden	493
Inge Hase: Unterwegs mit Fontane	502
Dr. Fritz Paul: Fontane und Ibsen	507
John Philipps: James Hudson: Theodor Fontanes rätselhafter Bekannter	517
Auf den Spuren des Leopold Treibel	519
Aus der Arbeit des Theodor-Fontane-Archivs: Kataloge und Karteien. Neuerwerbungen und Neuerscheinungen mit Nachträgen	521
Buchbesprechungen: Theodor Fontane: Briefe an Wilhelm und Hans Hertz 1859–1898. Hrsg. von Kurt Schreinert † und mit einer Ein- führung versehen von Gerhard Hay. Strttgart: Klett (1972). (Rezensent: Joachim Schobeß, Potsdam)	528
Der „Menzel vor Menzel“. Zum Versuch einer Biographie Fontanes über den Maler Carl Blechen. Leipzig: Seemann 1971. (Rezensent: Dr. Heinz Haufe, Cottbus.)	530
Mitteilungen	531

Herausgeber: Theodor-Fontane-Archiv der Deutschen Staatsbibliothek,
(DDR 15) Potsdam, Dortustraße 30/34, Postfach 59, Telefon: 47 51, App.
133 und 120. [Beachten Sie bitte unser Postfach 59.]

Redaktion: Paul Conrad, Gotthard Erler, Joachim Göbel, Dr. Joachim
Krueger, Dr. habil. Hans-Heinrich Reuter, Joachim Schobeß, Dr. Christa
Schultze, Dr. Hans-Erich Teitge, Ursula Wysbar. Verantwortlicher Redak-
teur: Joachim Schobeß.

Druck: VEB Druckerei Babelsberg.

Alle Zahlungen bitten wir zu richten an Konto-Nr. 414 beim Postscheck-
amt Berlin (PSchA), 108 Berlin, Deutsche Staatsbibliothek.

**Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung des Fontane-Archivs
der Deutschen Staatsbibliothek.**